



# Leseprobe

Charlotte Link

## Die letzte Spur Kriminalroman

---

"Raffiniert konstruiert." *Centaur*,  
*Kundenmagazin Rossmann*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 640

Erscheinungstermin: 13. Oktober 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Wenn ein Vermisstenfall zur spannendsten und gefährlichsten Story deines Lebens wird ...**

Elaine Dawson ist vom Pech verfolgt. Als sie nach Gibraltar zur Hochzeit einer Freundin reisen will, werden sämtliche Flüge in Heathrow wegen Nebels gestrichen. Anstatt in der Abflughalle zu warten, nimmt sie das Angebot eines Fremden an, in seiner Wohnung zu übernachten – und wird von diesem Moment an nie wieder gesehen.

Fünf Jahre später rollt die Journalistin Rosanna Hamilton den Fall neu auf. Plötzlich gibt es Hinweise, dass Elaine noch lebt. Doch als Rosanna diesen Spuren folgt, ahnt sie nicht, dass sie selbst bald in Lebensgefahr schweben wird ...

**Millionen Fans sind von den fesselnden Krimis von Charlotte Link begeistert. Dunkle Geheimnisse und spannende Mordfälle erwarten Sie. Alle Bücher können unabhängig voneinander gelesen werden.**



### **Autor**

## **Charlotte Link**

---

Charlotte Link, geboren in Frankfurt/Main, ist die erfolgreichste deutsche Autorin der Gegenwart. Ihre Kriminalromane sind internationale Bestseller, auch »Die Suche« und zuletzt »Ohne Schuld« eroberten wieder auf Anhieb die SPIEGEL-Bestsellerliste. Allein in Deutschland wurden bislang über 33 Millionen Bücher von Charlotte Link verkauft; ihre Romane sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. Charlotte Link

CHARLOTTE LINK  
Die letzte Spur

CHARLOTTE LINK  
Die letzte Spur

Kriminalroman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

16. Auflage  
Neuausgabe November 2014 by Blanvalet  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Copyright © 2008 by Wilhelm Goldmann Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Herstellung: wag  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-38371-9

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

## November 2002

Es würde schneien an diesem Wochenende. Das hatten die Meteorologen prophezeit, und es sah aus, als könnten sie recht behalten: Es war eisig kalt an diesem Novembernachmittag. Ein scharfer Wind blies aus Nordost. Wer aus dem Haus musste, dem tränkten rasch die Augen, und die Haut brannte. Die frühe winterliche Dunkelheit brach bereits herein. Den ganzen Tag war es nicht richtig hell geworden, und nun schien die Dämmerung schon wieder in den Abend überzugehen.

Die junge Frau sah erbärmlich aus. Verfroren, bleich, mit roten Flecken auf den Wangen. Sie hielt beide Arme um ihren Körper geschlungen, als könnte sie der gnadenlosen Kälte, die draußen herrschte, auch hier drin nicht entkommen. Dabei war der Keller des gerichtsmedizinischen Instituts gut geheizt. Jedenfalls der kleine Vorraum, in den Inspector Fielder und seine Mitarbeiterin, Sergeant Christy McMarrow, die Besucherin geleitet hatten, nachdem diese die unbekannte Tote aus dem Epping Forest identifiziert hatte.

Sie hatte nur einen einzigen, kurzen Blick auf das wächserne Gesicht geworfen, sich dann rasch abgewandt und hörbar mit einem Würgen in der Kehle zu kämpfen gehabt. Dabei hatte sie nicht einmal den übel zugerichteten Körper gesehen.

Der, so hatte Fielder gedacht, hätte sie wahrscheinlich in Ohnmacht fallen lassen.

Es hatte ein paar Augenblicke gedauert, bis sie hatte sprechen können.

»Das ist sie. Das ist Jane. Jane French.«

Im Vorraum bat sie um eine Zigarette. Fielder gab ihr

Feuer. Ihre Hände zitterten heftig, aber das lag nicht nur an der belastenden Situation. Die Frau war drogensüchtig, das hatte er auf den ersten Blick erkannt. Prostituierte, wie ihre Kleidung verriet. Ihr Rock war so kurz, dass es nicht viel geändert hätte, wenn sie ihn überhaupt nicht getragen hätte. Hauchdünne schwarze Strümpfe, nicht im Mindesten geeignet, sie vor der Kälte zu schützen. Hochhackige Stiefel, eine blousonähnliche Jacke aus einem metallisch glänzenden Stoff, weit geöffnet, um möglichst viel von ihren üppigen, gut geformten Brüsten zur Geltung zu bringen. Sie war jung, Anfang Zwanzig, schätzte Fielder.

»Also, Miss Kearns«, sagte er, bemüht, besonders sachlich und kühl zu erscheinen, um auch ihr Gelegenheit zu geben, sich zu fassen, »Sie sind völlig sicher, dass es sich bei der Toten um eine ... *Jane French* handelt?«

Lil Kearns zog heftig an ihrer Zigarette und nickte. »Absolut. Das ist sie. Hab sie sofort erkannt. Sieht schon ... na ja, verändert aus, aber klar, sie ist es!«

»Sie muss fast eine Woche im Wald gelegen haben, ehe sie gefunden wurde. Das heißt, sie wurde um den zehnten November herum ermordet.«

»Ermordet ... ist das sicher?«

»Leider ja. Die Art ihrer Verletzungen, die Tatsache, dass sie gefesselt war, als sie gefunden wurde, lässt keinen anderen Schluss zu.«

»Schöne Scheiße«, sagte Lil.

Sie hatte sich am Morgen dieses Tages gemeldet, nachdem die Polizei es schon fast aufgegeben hatte, noch irgendeinen Hinweis auf die Identität der Toten aus dem Epping Forest zu bekommen. Man tappte seit fast vierzehn Tagen völlig im Dunkeln. Spaziergänger hatten die Frau gefunden, und die Art ihrer Verletzungen, die Grausamkeit, die sich in der Gewalttätigkeit offenbarte, mit der sie gequält und umgebracht worden war, hatte selbst

hartgesottenen Beamten erst einmal die Sprache verschlagen.

»Das war ein Psychopath«, hatte irgendjemand schließlich gesagt, und alle hatten genickt. Die junge Frau musste einem völlig durchgeknallten Typen in die Hände gefallen sein.

Ihre Kleidung – oder vielmehr: was von ihrer Kleidung noch übrig war – hatte sie als Prostituierte ausgewiesen, so dass die Vermutung nahelag, dass sie zu dem falschen Freier ins Auto gestiegen war. Leider kamen solche Fälle nicht allzu selten vor, auch wenn sie dann nicht mit einer solch beispielloser Brutalität einhergingen. Aber es liefen jede Menge Perverse herum, und nirgendwo konnten sie sich so bequem bedienen wie auf dem Straßenstrich. Nicht jedem sah man es an, dass er falsch tickte. Inspector Fielder hatte Triebtäter erlebt, die ein Aussehen und Auftreten hatten, dass jede Mutter sie sich als Schwiegersohn gewünscht hätte.

Die Tote hatte keine Papiere bei sich gehabt, und sie passte auch zu keiner der vorliegenden Vermisstenmeldungen. Man hatte ihr Bild in den Zeitungen veröffentlicht, aber auch darauf hatte es zunächst keine Reaktion gegeben. Bis Lil Kearns aufgekreuzt war und behauptet hatte, ihre ehemalige Zimmergenossin erkannt zu haben.

»Die ist seit Anfang März verschwunden! Ohne ein Wort zu sagen. Kam plötzlich nicht mehr wieder. Und jetzt sehe ich sie auf einmal in der Zeitung!«

Fielder hatte wissen wollen, weshalb Miss Kearns das Verschwinden ihrer Freundin nicht angezeigt habe, doch er hatte nur ein Schulterzucken als Antwort bekommen. Er konnte sich den Grund denken: Lil Kearns war auf einen näheren Umgang mit der Polizei alles andere als erpicht. Als Drogenabhängige war sie vermutlich in kriminelle Ak-



tivitäten verstrickt, oder sie kannte zumindest genügend Leute, die sich in der Verbrecherszene bewegten. Sie hatte keine Lust, plötzlich selbst in irgendeinem Schlamassel zu stecken.

Obwohl sie behauptete, das Bild ihrer Freundin erst jetzt in einer alten Zeitung entdeckt zu haben, vermutete Inspector Fielder, dass sie schon über einen längeren Zeitraum hinweg Kenntnis davon gehabt hatte. Sie hatte einigen Anlauf gebraucht, den Weg zu einem Polizeirevier zu wagen. Immerhin aber, sie hatte es getan. Er hatte kein Interesse daran, ihr an den Karren zu fahren. Ihm ging es lediglich um Informationen zur Person des Opfers.

Leider wusste Lil nicht viel zu sagen. Während sie in dem kleinen Zimmer der Gerichtsmedizin stand, an ihrer Zigarette zog und nervös auf ihren halsbrecherisch hohen Absätzen wippte, zählte sie auf, was sie wusste.

»Jane French. Stammt aus Manchester. Ich glaube, nur ihre Mutter lebt noch. Ist vor drei Jahren nach London gekommen. Wollte Karriere machen!« Sie betonte das Wort *Karriere* in einer Art, dass es fast obszön klang. »Na ja, unter uns, in Wahrheit wollte sie einen netten Typen kennen lernen. Irgendeinen Kerl, der sie heiratet und ihr ein besseres Leben bietet als das, was sie hatte. Sie hat mal diesen Job, mal jenen gemacht ... keine Ahnung, was genau. Schließlich stellte sie sich an den Straßenrand. Hatte nichts mehr zu beißen und kein Dach über dem Kopf. Ich hab sie noch angemotzt. Weil es mein Revier war.«

»Wann war das?«, hakte Christy McMarrow ein.

»Vor'm Jahr etwa. Hatte dann Mitleid. Sie durfte bei mir einziehen. Wir sind zusammen anschaffen gegangen.«

»Für wen?«

Lil blitzte Christy an. »Für niemanden! Ich liefere nicht mein Geld bei irgendeinem miesen Zuhälter ab! Jane und ich waren unabhängig.«

»Und im darauffolgenden März verschwand sie?«

»Ja. Tauchte plötzlich nicht mehr auf. Ich komme nachts zurück, sie ist nicht da. Nicht ungewöhnlich. Aber, na ja, sie kam dann eben *nie mehr* wieder!« Sie warf die Zigarettentkippe auf den Linoleumboden, trat sie aus. »Aber seit März ist sie nicht tot, oder?«

»Nein«, sagte Fielder, »wie gesagt, nicht länger als in zwischen drei Wochen.«

»Komisch. Wo war sie denn in der Zeit dazwischen?«

Das hätte Inspector Fielder auch gern gewusst, aber es sah nicht so aus, als könne Lil Kearns ihnen in dieser Frage weiterhelfen.

»Kennen Sie Freunde von ihr? Bekannte? Irgendjemanden, mit dem sie Kontakt hatte?«

»Nein. Da gab's, glaube ich, auch niemanden. Obwohl... einmal hab ich gedacht...« Sie sprach nicht weiter.

»Ja?«, hakte Inspector Fielder nach.

»Das war im Januar ungefähr. Da hab ich sie mal gefragt, ob sie jemanden kennen gelernt hat. Näher. Weil sie auf einmal besser angezogen war.«

»Was genau heißt, *besser angezogen*?«

»Na ja, schon noch...«, sie grinste, »schon noch Berufskleidung. Sie wissen schon. So wie ich. Aber irgendwie... bessere Qualität. Teurer. Als ob sie plötzlich einfach mehr Kohle gehabt hätte.«

»Und sie gab Ihrer Ansicht nach dabei nicht das Geld aus, das sie selbst verdiente?«

»Nee. Ich kriegte ja mit, was sie verdiente. Das reichte im Grunde vorn und hinten nicht.«

»Sie meinen, sie hatte einen Freund, der ihr Geschenke machte?«

»Hab ich vermutet, ja. Aber sie stritt das ab. Ich hab auch nicht groß weitergefragt. War mir letztlich egal.«

Fielder seufzte. Sie waren insofern weitergekommen, als

die Tote nun einen Namen, eine Identität hatte. Leider aber schien der Fall an dieser Stelle zu stagnieren. Lil Kearns führte selbst einen so erbarmungslosen Überlebenskampf, dass sie auf ihre Zimmergenossin nur sehr am Rande achten können. Sie steckte längst in einer Situation, in der ihr andere Menschen egal waren, es sei denn, sie finanzierten ihr den nächsten Schuss.

»Sie haben uns sehr geholfen, Miss Kearns«, sagte er dennoch, »vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

»Ja, klar ... ich meine ... mir tut das total leid mit Jane. Echt blöd gelaufen!« Sie strich sich die Haare aus der Stirn, auf der noch immer Schweiß glänzte. Es ging ihr gar nicht gut, seitdem sie die Leiche hatte ansehen müssen.

Inspector Fielder kramte seinen Autoschlüssel aus der Tasche. »Kommen Sie«, sagte er, »ich fahre Sie nach Hause.«

»Ehrlich? Das ist total nett!«, sagte Lil dankbar.

Er würde dabei das Zimmer in Augenschein nehmen können, in dem Jane French bis zu ihrem Verschwinden gelebt hatte. Leider hatte er bereits die Ahnung, dass ihn auch das nicht weiterbringen würde.

Er verfügte über viele Jahre Berufserfahrung, und er hätte fast gewettet, dass er den Fall *Jane French* zu seinen Niederlagen würde rechnen müssen. Die junge Frau hatte in einem schwierigen sozialen Umfeld gelebt, das machte die Sache so kompliziert.

Zeugen für die Tat schien es ebenfalls nicht zu geben.

Und sollte doch irgendjemand Näheres zum grausamen Tod der jungen Jane French aussagen können, so bewegte sich diese Person aller Wahrscheinlichkeit nach in derselben Szene, in der Jane beheimatet gewesen war. Mit Informationen an die Polizei war man in diesem Umfeld äußerst vorsichtig. Um nicht selbst wegen irgendwelcher krimineller Machenschaften aufzufliegen, aber auch aus Angst vor Vergeltung.

Höchst unwahrscheinlich also, dass sich ein möglicher Zeuge melden würde.

Inspector Fielder hasste es, sich diesen Gedanken einzugestehen, aber es sah ganz danach aus, als werde der Mörder von Jane French ungestraft davonkommen.

## Freitag, 10. Januar 2003

Hätte sie die Frühmaschine von Heathrow nach Malaga genommen, wäre sie jetzt längst am Ziel. In Gibraltar. Vermutlich war das Wetter in der britischen Enklave am südlichsten Zipfel der Iberischen Halbinsel wesentlich besser als in London, wo sich der Nebel seit den Morgenstunden nicht verzogen hatte, ja sogar immer dichter geworden war. Jetzt, verstärkt durch die frühe winterliche Dunkelheit, versank die Stadt in einer Art undurchdringlicher, feuchter Masse, die alle Lichter und sogar Geräusche und Bewegungen zu schlucken schien.

Während in Gibraltar die Sonne als roter Feuerball von einem pastelligen Himmel in ein dunkelblaues Meer gefallen war und nun erste Sterne aufzublitzen begannen. Wahrscheinlich. Und wenn nicht, so wäre das auch egal: Hauptsache, sie wäre jetzt *dort*.

Ohne Geoffs tränenreichen Zusammenbruch am Vorabend wäre sie bei ihrem Plan geblieben, die Maschine am Vormittag zu nehmen. Sie hätte sehr früh aufstehen müssen, um rechtzeitig in London zu sein, und das hätte bedeutet, dass die für die nächsten drei Tage angeheuerte Krankenschwester bereits das Frühstück für Geoff hätte zubereiten müssen. Aber alles war abgesprochen gewesen. Die resolute Pflegerin hatte zugesagt, pünktlich zu sein.

»Machen Sie sich mal keine Sorgen, Miss Dawson! Reisen Sie in aller Ruhe ab. Wir werden das Kind schon Schaukeln.«

Später wusste sie, dass sie die ganze Zeit über insgeheim schon auf einen Zusammenbruch Geoffs gewartet hatte. Er hatte ihre Ankündigung, für drei Tage nach Gibraltar zu

reisen, allzu ruhig aufgenommen. Er war nicht erfreut gewesen, aber er war auf eine ziemlich erwachsene Art damit umgegangen.

»Es tut dir gut, mal rauszukommen, Elaine. Klar bin ich nicht glücklich. Aber du tust so viel für mich, da will ich nicht egoistisch sein. Du brauchst mal ein bisschen Abstand!«

»Ich verstehe ja selber nicht, weshalb Rosanna mich eingeladen hat. Eigentlich hatten wir ja nie viel miteinander zu tun. Ich meine, ich bin nicht direkt eine Freundin von ihr...«

An dieser Stelle hatte Geoff durchblicken lassen, dass er ihre Reise nach Gibraltar im Grunde auch für völlig überflüssig hielt.

»Du musst wissen, was du tust, Elaine. Ich denke, es ist ein Almosen von Rosanna. Wahrscheinlich hat ihre Mutter sie dazu überredet. Die war doch schon immer so sozial angehaucht. *Wir müssen der armen, lieben Elaine mal etwas Gutes tun...* Und schließlich hat sich Rosanna seufzend bereit erklärt. Na ja...« Er schwieg vielsagend. Unausgesprochen standen die Worte im Raum: *Wenn dir das trotzdem Spaß macht...*

Spaß vielleicht nicht, dachte sie jetzt, während sie verzweifelt die blinkende Schalttafel anstarrte, die ihr signalisierte, dass ihr Flug nach Spanien gestrichen war, so wie alle anderen Flüge auch, die Heathrow an diesem späten Januarnachmittag hätten verlassen sollen, aber es erschien mir wie eine Möglichkeit. Eine Möglichkeit, dass sich... irgendetwas ändert. Es hätte eine Chance sein können, die mir das Schicksal schenkt.

An allen Schaltern drängten sich aufgeregte Menschen, Reisende, die wissen wollten, wie es nun weitergehen würde. Überfordertes Flughafenpersonal versuchte, die Ruhe zu bewahren und Auskunft zu geben. Im Grunde stand

aber nur eines klar und unveränderlich fest: An diesem Abend würden von Heathrow keine Flüge mehr starten.

Es gelang ihr, eine Angestellte von *British Airways* anzusprechen.

»Entschuldigen Sie bitte... ich muss unbedingt heute Abend noch nach Malaga fliegen!«

Die andere lächelte, professionell und unbeteiligt. »Es tut mir leid. Wir können nichts gegen den Nebel unternehmen. Es wäre einfach zu gefährlich.«

»Ja, aber...« Sie konnte es einfach nicht fassen. Einmal, ein einziges Mal in ihrem verdammten dreiundzwanzigjährigen Leben verließ sie das Dorf, in dem sie geboren und aufgewachsen war, und schickte sich an, eine Reise anzutreten, versuchte, sich aus der tödlichen Routine und Eintönigkeit ihres Alltags zu befreien, und dann scheiterte sie am Londoner Nebel. Sie merkte, dass Tränen in ihr aufstiegen, und mühte sich panisch, sie zurückzuhalten. »Ich wollte eigentlich schon heute Morgen fliegen«, erklärte sie unsinnigerweise, »aber ich hatte umgebucht...«

»Das ist schade«, meinte die Angestellte, »bis heute Mittag ging noch alles klar.«

Geoff war am Vorabend völlig unvermittelt zusammengebrochen. Beim Abendessen hatte er plötzlich seinen Löffel sinken lassen. Schon vorher hatte er in allen Speisen nur lustlos gestochert, aber das tat er auch sonst oft. Nun rannen auf einmal Tränen über seine Wangen.

»Es tut mir leid«, schluchzte er, »es tut mir leid!«

»Ach, Geoff! Geoff, nicht weinen! Ist es wegen mir? Weil ich... weil ich nach Gibraltar reise?«

Eine rein rhetorische Frage. Sie wusste, dass es wegen Gibraltar war. Seltsamerweise hatte sich im darauffolgenden Gespräch alles um den *Zeitpunkt* ihrer Abreise gedreht, nicht um die Reise selbst.

»Wenn du wenigstens noch zum Frühstück da wärst!

Dass du so früh wegmusst... dass ich dann so bald schon dieser Fremden ausgeliefert bin...«

»Vielleicht«, hatte sie halbherzig angeboten, »geht noch ein späterer Flug. Die Hochzeit ist ja erst am Samstag...«

Er war sofort darauf angesprungen. »Das würdest du tun? Das würdest du wirklich tun? Am Nachmittag fliegen? Mein Gott, Elaine, das würde einfach alles viel leichter für mich machen!«

Wieso eigentlich? Die paar Stunden? Das Frühstück? Aber sie hatte sich in all den Jahren an derartige Verhaltensweisen bei Geoff gewöhnt. Irrational. Unverständlich. Nicht nachvollziehbar. Aber so war er eben. So würde er immer sein.

»Was soll ich denn nun machen?«, fragte sie ratlos. »Glauben Sie, dass andere Flughäfen... Gatwick? Stansted? Glauben Sie, dort gehen Flüge?«

Die Angestellte von *British Airways* schüttelte den Kopf. »Die haben mit demselben Problem zu kämpfen wie wir.«

»Ja, aber...«

»Wohnen Sie in London?«, fragte die andere.

»Nein. Ich wohne in Kingston St. Mary.« Glaube ich ernsthaft, irgendjemand kennt das Kaff?, fragte sie sich. »In Somerset«, setzte sie hastig hinzu. »Es ist leider nicht allzu nah.«

Und verkehrstechnisch eine Katastrophe, wollte sie weiter erklären, hätte sie nicht gemerkt, dass ihr Gegenüber schon sein Lächeln verloren hatte und zwischen Entnervtheit und Gereiztheit schwankte. »Ich glaube, da komme ich heute Abend nicht mehr hin.«

»Dann würde ich mir rasch ein Hotel suchen. Hier in Heathrow sind heute Abend so viele Menschen gestrandet, da wird im Umkreis sehr schnell nichts mehr zu haben sein. Oder Sie sichern sich einen Platz in einer der Wartehallen und verbringen die Nacht dort. Essen und Getränke kann man sich hier ja überall besorgen.«



»Denken Sie, dass ich morgen früh fliegen kann?«

Schon im Weiterlaufen, zuckte die andere mit den Schultern. »Das kann Ihnen niemand garantieren. Aber es ist möglich!«

Eine Frau, die das Gespräch mitangehört hatte, schimpfte los. »Unmöglich! Keiner hilft einem hier weiter! Keine Ahnung, wohin ich jetzt gehen soll! Die müssten doch irgendetwas unternehmen!«

Elaine sah sich in der Abfertigungshalle um. Ein solches Gewimmel von Menschen hatte sie noch nie gesehen. Wer sollte da *irgendetwas unternehmen*? Die Angestellte hatte ihr vermutlich den einzigen Rat gegeben, der realistisch war: Sie musste sich einen halbwegs bequemen Platz für die Nacht suchen.

Schon wieder wollten ihr die Tränen kommen. Minutenlang blieb sie mit hängenden Armen inmitten des Chaos stehen, unfähig, sich zu rühren, unfähig, einen vernünftigen Plan zu fassen. Das Stimmengewirr der Menschen schwoll an zu einem Orkan. Lautsprecheransagen übertönten den Lärm. Vorbeihastende Reisende rempelten sie an. Sie vermochte nicht zu reagieren. Sie stand nur da, in ihrem abgetragenen braunen Wintermantel, der schon nicht elegant gewesen war, als sie ihn vor vier Jahren gekauft hatte, und der jetzt wie ein Sack aussah, den sie sich um die Schultern gehängt hatte. Neben ihr stand ihr Koffer. In der einen Hand hielt sie ihre Plastikhandtasche, eine Designerimitation, die bei Woolworth zehn Pfund gekostet hatte. Mit der anderen Hand umklammerte sie ihren Pass, der in ihrer Manteltasche steckte. Bereit zum Vorzeigen. Was sich offensichtlich für heute erledigt hatte.

Ich muss überlegen, was ich jetzt mache, dachte sie schließlich.

Sie hatte etwas sehr Leichtsinnes getan und sich für Rosannas Hochzeit ein wirklich teures Kleid gekauft. Für

gewöhnlich ging sie sehr vorsichtig mit ihrem Geld um, denn ihre Halbtagsstelle in einer Arztpraxis im nahe gelegenen Taunton brachte nur wenig ein. Geoffrey erhielt eine kleine Rente, und so kamen sie halbwegs über die Runden. Es reichte nie für große Sprünge, aber trotzdem hatte Elaine dann und wann etwas zur Seite legen können, ihren *Notgroschen*, wie sie es nannte. Er war natürlich für echte Engpässe gedacht gewesen, nicht für ein schickes Kleid und einen Flug nach Gibraltar, aber plötzlich hatte sie gedacht: So etwas muss es doch für mich auch einmal geben! Ein schönes Kleid! Ein tolles Fest! Ein bisschen... Unvernunft.

Sie erlaubte sich für gewöhnlich wenig Unvernunft in ihrem Leben. Ein pflegebedürftiger Bruder im Rollstuhl ließ kaum Spielraum für alles, was leicht und unbesonnen war. Und Geoffrey selbst, als der Mensch, der er nun einmal war, ließ überhaupt in jeder Hinsicht wenig Spielraum.

Er war wie ein Krake. Mit langen, starken Schlingarmen. Er hielt sie fest, er hielt das Einzige fest, was ihm im Leben geblieben war: seine Schwester. Er würde sie niemals loslassen.

Und offensichtlich stand jeder Emanzipationsversuch ihrerseits unter einem schlechten Stern. Denn kaum raffte sie sich auf, dem Schicksal einen Spalt breit die Tür zu öffnen, verschworen sich alle Mächte gegen sie. Sie konnte sich nur zu gut vorstellen, wie sie nach einer Nacht aussehen würde, die sie sitzend in dieser überfüllten Abflughalle verbrachte. Wenn sie Glück hatte, ging morgen ein Flieger, der aber in jedem Fall so knapp landen würde, dass an einen kurzen Rückzug in ihr Hotel nicht mehr zu denken war. Wahrscheinlich musste sie sich in einer öffentlichen Toilette auf dem Flughafen von Malaga umziehen, wo es keine Chance gab, zu duschen oder wenigstens ihre Haare zu waschen und einigermaßen in Form zu föhnen. Das Kleid würde völlig zerdrückt und verknittert sein. Ab-

gehetzt und wie ein struppiger Besen aussehend, würde sie im letzten Moment in der Kirche eintreffen. Während der gesamten Feierlichkeiten wäre sie sich ihrer unvoreilhaften Erscheinung mit quälender Intensität bewusst, und von irgendeinem Moment an würde sie die Minuten bis zu ihrer Heimreise zählen. So viel zu Leichtigkeit und Lebenslust!

Wieder einmal würde sie das gewohnte Bild abgeben, jeder würde sehen, dass sich nichts geändert hatte. Rosanna, die Braut, war natürlich da. Ihre Eltern. Ihr Bruder. Menschen, die Elaine kannte, seit sie auf der Welt war. Die ihr Heranwachsen begleitet hatten. Die nur zu gut wussten, dass sie schon immer auf der Schattenseite des Lebens gestanden hatte. Wie hatte es Geoffrey so schön zitiert? *Wir müssen der lieben, armen Elaine etwas Gutes tun...*

Die liebe Elaine. Die arme Elaine. Zu deren Gesamtgeschichte es so perfekt passte, dass ihr Flug wegen Nebels gestrichen wurde, dass sie fast das Fest versäumte, dass sie in einem Kleid erschien, das wie eine einzige große Knitterfalte aussah. Ungeduscht und ungekämmt. Unscheinbar sowieso.

*Die arme Elaine, wie sie lebt und lebt*, würde es heißen.

Jetzt schossen ihr die Tränen mit solcher Gewalt in die Augen, dass sie sie nicht mehr zurückhalten konnte. Ein Mann sah sie erstaunt an. Zwei Frauen tuschelten und blickten zu ihr herüber. Ein Kind deutete auf sie und wandte sich dann aufgeregt an seine Mutter.

Sie konnte nicht hier stehen bleiben und sich ihrem Weinen hingeben, das in wenigen Sekunden einem Dammbruch gleichen würde. Sie nahm ihren Koffer hoch, stolperte schluchzend und fast blind vorwärts. Die Toilette. Irgendwo musste doch eine Toilette sein. Sie wollte in der Abgeschlossenheit einer kleinen, stinkenden Kabine verschwinden, allein im Dämmerlicht, verborgen vor den hastenden, rufenden, eilenden, glotzenden Menschen ringsum.

Auf einem Klodeckel zusammensinken können, sich vornüber zusammenrollen wie ein Embryo und weinen, weinen, weinen ...

Durch den Schleier vor ihren Augen nahm sie das ersehnte Schild wahr. Die kleinen Piktogramme, die eine Möglichkeit zum Verstecken verhießen. Den Koffer hinter sich her zerrend, stolperte sie auf die Tür zu, fast blind von Tränen, stieß sie auf und prallte mit einem Mann zusammen, der den weiß gekachelten, menschenüberfüllten Raum gerade verlassen wollte.

»Hoppla«, sagte er.

Sie wollte an ihm vorbeidrängen, aber er hielt sie am Arm fest. »Entschuldigen Sie. Das ist die Herrentoilette. Möchten Sie da wirklich hinein?«

Obwohl sie schluchzte und zitterte, drangen die Worte irgendwie an ihr Ohr.

Sie starrte den Fremden an. »Die Herrentoilette?«, fragte sie in einem Ton, als habe sie dieses Wort noch nie gehört.

»Sie müssen eigentlich eine Tür weiter«, sagte er und zeigte nach nebenan.

»Ach so«, sagte sie, ließ den Koffer neben sich auf den Boden fallen und weinte weiter.

Da andere Männer sowohl in die Toilette hinein- als auch herauswollten und sie beide den Weg blockierten, nahm der Fremde Elaines Koffer hoch und zog Elaine ein paar Schritte mit sich, bis sie in einer Ecke standen, in der sie niemanden störten.

»Hören Sie«, sagte er, »kann ich irgendetwas für Sie tun? Ich meine ... sind Sie ganz allein auf dem Flughafen, oder ist irgendwo ...?« Er ließ seinen Blick schweifen, so als hege er die Hoffnung, aus der unüberschaubaren Menschenmenge werde jemand auftauchen und ihm die haltlos weinende Frau abnehmen. Da sich weder jemand zeigte, der zu der Fremden zu gehören schien, noch von dieser eine

Antwort kam, kramte er schließlich ein Taschentuch hervor und reichte es ihr.

»Beruhigen Sie sich doch. Bestimmt ist alles nur halb so schlimm. Na, geht's wieder?«

Tatsächlich fühlte sie sich ein wenig ruhiger durch seine besänftigende Stimme. Sie entfaltete das Taschentuch, schnäuzte sich kräftig, betupfte ihr nasses Gesicht.

»Entschuldigen Sie bitte«, brachte sie leise hervor.

»Keine Ursache«, sagte er. Sie hatte den Eindruck, dass er gern weitergegangen wäre, jedoch aus irgendeinem Verpflichtungsgefühl heraus unschlüssig stehen blieb.

»Es ist nur ... mein Flug nach Malaga ist gestrichen«, murmelte sie und kam sich gleich darauf albern vor.

Er lächelte. »Jeder Flug von London ist heute Abend gestrichen. Verdammter Nebel. Ich wollte nach Berlin und kann jetzt auch wieder nach Hause fahren.«

»Eine Freundin von mir heiratet morgen in Gibraltar.«

»Vielleicht schaffen Sie es ja morgen früh noch. Falls der Flugverkehr dann wieder aufgenommen wird.«

Ihr stiegen schon wieder die Tränen in die Augen. »Vielleicht ...«

Er wirkte genervt. Kurz überlegte sie, was wohl in ihm vorging. Wahrscheinlich fragte er sich, weshalb er solches Pech haben musste an diesem Tag. Er kam nicht nach Berlin, und vielleicht platzte ihm dadurch ein wichtiges berufliches Vorhaben. Und dann stieß er noch mit einer verheulten, unattraktiven Frau zusammen, die konfus in die Herrentoilette zu stolpern versuchte, und war zu anständig, sie einfach ihrem Schicksal zu überlassen.

»Also, ich fahre jetzt nach Hause«, sagte er, »kann ich Sie irgendwo absetzen? Ich habe meinen Wagen hier am Flughafen.«

»Ich wohne nicht in London.« Sie schnäuzte sich noch einmal. Ich muss toll aussehen, dachte sie resigniert, mit

rot geflecktem Gesicht und dicker Nase. »Ich wohne in ... ach, da komme ich unmöglich heute noch hin. Am Ende der Welt. Ausgeschlossen.«

»Na ja ...« Er sah sich um. »Hier am Flughafen übernachtet man nicht gerade komfortabel. Irgendein Hotel...?«

»Ich weiß nicht, ob noch irgendwo ein Zimmer frei ist. Außerdem...«

»Ja?«

Es spielte eigentlich keine Rolle mehr, es war ohnehin schon alles peinlich genug. »Außerdem reicht dafür mein Geld wahrscheinlich nicht. Das Hotel in Gibraltar muss ich bestimmt bezahlen, selbst wenn ich heute dort nicht erscheine...«

»Unter Umständen auch nicht«, meinte er, »aber Sie haben natürlich recht: Es ist sehr fraglich, ob man hier in Heathrow etwas findet.«

»Na ja«, sie versuchte ein Lächeln, froh, dass wenigstens ihre Tränen versiegten, »dann sehe ich mal zu, dass ich ein behagliches Plätzchen in einer der Wartehallen finde. Es ist hier ja zumindest warm und trocken.«

Er zögerte. »Wissen Sie, ich könnte Ihnen anbieten... möchten Sie vielleicht bei mir übernachten? Mein Gästezimmer ist winzig, aber es ist wahrscheinlich doch etwas bequemer als die Wartehallen hier. Und morgen früh könnten Sie problemlos mit der U-Bahn wieder hierherfahren.«

Sein Angebot überraschte sie. Sie konnte inzwischen wieder klar genug sehen und denken, um zu registrieren, dass sie einem sehr gut aussehenden Mann gegenüberstand. Groß und schlank, das Gesicht schmal und intelligent. Ende Dreißig, Anfang Vierzig. Teurer Mantel. Der Typ Mann, der mit dem Finger schnippt und sofort unter einer Menge attraktiver und interessanter Frauen seine Auswahl treffen konnte. Der ganz bestimmt nicht auf eine verheulte, unscheinbare Dreiundzwanzigjährige abfuhr, die

auf dem Flughafen herumirrte und wie ein Kind quengelte, weil ihre Pläne durcheinandergeraten waren. Aber er bot ihr sein Gästezimmer natürlich auch nicht an, weil sie ihn in irgendeiner Form faszinierte. Oder weil er sie gern näher kennen lernen würde. Er war einfach nett, und sie tat ihm leid. Unter normalen Umständen hätte er sie überhaupt nicht wahrgenommen.

»Ich glaube, das kann ich nicht annehmen«, sagte sie, um Zeit zu gewinnen.

Er zuckte mit den Schultern, leicht ungeduldig, wie ihr schien. »Was mich betrifft, können Sie es annehmen, andernfalls hätte ich es nicht angeboten. Mein Name ist übrigens Reeve. Marc Reeve. Hier«, er kramte in der Innentasche seines Jacketts, zog eine Karte heraus und reichte sie Elaine, »meine Karte.«

»Sie sind Anwalt?«

»Ja.«

Ihre verstorbene Mutter hatte ihr natürlich beigebracht, dass man nie mit fremden Männern ging. Keinesfalls in ihre Autos einstieg oder sie gar in ihre Wohnungen begleitete.

»Das missverstehen Männer immer«, hatte sie erklärt, »und du stehst hinterher dumm da, weil dir keiner glaubt, dass du es nicht selber auf eine kompromittierende Situation angelegt hast.«

Ach, Mummy, dachte sie, du meinstest es so gut, aber wenn du mich nicht immer vor allem und jedem gewarnt hättest, würde mein Leben heute vielleicht nicht in solch einer schrecklichen Sackgasse stecken.

Außerdem war ihr völlig klar, dass sie unglücklicherweise von Marc Reeve nicht das Geringste zu befürchten hatte. Ein attraktiver, offensichtlich wohlhabender, also erfolgreicher Londoner Anwalt. Er fand sie wahrscheinlich ebenso prickelnd wie einen Schluck abgestandenes Wasser. Hatte aber eine soziale Ader.

Ich bin seine gute Tat für heute. Na, großartig!

»Ich heiße Elaine Dawson«, sagte sie, »und es wäre wirklich sehr nett, wenn ich bei Ihnen übernachten dürfte.«

»Na also«, sagte er und nahm ihren Koffer, »dann kommen Sie mit. Mein Wagen steht im Parkhaus.«

Sie schoss noch einen Testballon ab. »Hat Ihre Frau nichts dagegen, wenn Sie unangekündigt jemanden mitbringen?«

»Ich lebe getrennt«, erwiderte er kurz.

Sie folgte ihm durch das Gewühl. Trotz der vielen Menschen schritt er sehr rasch voran, sie hatte etwas Mühe, ihn nicht zu verlieren. Ihr Herz klopfte schneller und stärker als sonst.

Und auch wenn nichts ist, wenn nichts daraus wird, es ist besser als Kingston St. Mary, dachte sie, es ist besser als immer dasselbe. Tagaus, tagein. Es ist besser!

Unauffällig ließ sie ihre Hand in ihre unelegante Plastikhandtasche gleiten, suchte ein wenig herum, fand ihr Handy und schaltete es aus. Es war gemein von ihr, aber ausnahmsweise wollte sie nicht für Geoffrey erreichbar sein.

Nur für diese eine Nacht.



# *Teil I*

## Freitag, 8. Februar 2008

Es gab an nahezu jedem Freitagabend Streit zwischen Dennis Hamilton und seinem Sohn Robert, und Rosanna fand es langsam ermüdend. Sie verstand beide: den sechzehnjährigen Robert, der mit seinen Kumpels losziehen und das Nachtleben erkunden wollte, und Dennis, der ihn für zu jung hielt und an allen Ecken Alkohol, Drogen oder andere Versuchungen witterte.

»Mein Vater hätte mir aber was erzählt, wenn ich mich mit sechzehn nachts hätte herumtreiben wollen«, sagte Dennis, und mit dem Wort *herumtreiben* löste er natürlich sofort eine heftige Gegenreaktion bei seinem Sohn aus.

»Wir treiben uns nicht herum! Warum musst du alles, *alles*, was ich tue, immer angreifen? Warum musst du, wenn ich...«

»Ich will nicht diskutieren!«

»Das ist nicht fair! Dad, du bist so was von unfair!«

Es waren an diesem Freitag genau die gleichen Sätze gefallen wie sonst auch. Die Szene hatte auch geendet wie immer: indem Robert in seinem Zimmer verschwand und lautstark die Tür hinter sich zuknallte. Jetzt dröhnte die Stereoanlage, die Bässe wummerten, dass das Haus vibrierte.

Dennis wollte aus seinem Sessel springen. »Ich sage ihm, dass...«

Rosanna, die neben ihm saß, legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück. »Lass. Die Geschichte eskaliert sonst. Lass ihn jetzt einfach mal in Frieden.«

»Es ist rücksichtslos, die Musik derart laut zu spielen!«

»Er baut seinen Frust ab. In einer Viertelstunde gehe ich zu ihm und bitte ihn, etwas leiser zu sein. Das funktioniert dann schon.«

»Frust«, knurrte Dennis, »jetzt erlaubt sich der junge Herr auch noch, frustriert zu sein! Ich hätte in seinem Alter mal...«

»Die Zeiten haben sich geändert, Dennis. Vielleicht solltest du ihm mehr Vertrauen entgegenbringen.«

»Ach ja? Jetzt bin ich wieder schuld, dass wir ständig streiten? Wer benimmt sich denn daneben? Verdammt!« Dennis stand auf, ging aber glücklicherweise nicht zum Zimmer seines Sohnes, sondern nahm sich nur ein Glas aus dem Schrank und schenkte sich einen Whisky ein. »Söhne in der Pubertät sind einfach eine Strafe des Himmels!«

Rosanna hatte gehofft, dass an diesem Abend ausnahmsweise eine gewisse Harmonie gewahrt bliebe, da sie selbst ein heikles Anliegen mit Dennis zu besprechen hatte. Die Ausgangslage war nun denkbar ungünstig. Dennis' Laune befand sich unter dem Nullpunkt, nicht nur wegen des Verhaltens seines Sohnes, sondern auch weil er spürte, dass Rosanna bei allem Bemühen um diplomatischen Ausgleich Roberts Argumenten und seiner Sichtweise aufgeschlossener gegenüberstand als denen seines Vaters.

»Du hast ja am Ende nicht die Verantwortung!«, fauchte er.

Sie zuckte zusammen. »Entschuldige«, sagte sie, »ich hätte mich natürlich nicht einmischen sollen. Du bist der Vater. *Ich* bin nicht die Mutter. Wenn es darum geht, für Robert zu kochen, seine Wäsche zu waschen, ihm bei den Schularbeiten zu helfen, bei seinen Lehrern um gut Wetter zu bitten oder ihn mitsamt seiner kompletten Computerausrüstung zu einer LAN-Party zu kutschieren, habe ich allerdings immer den Eindruck, dass weder er noch du in dieser Hinsicht so genau differenziert!«

»Ich habe doch gar nicht gesagt, dass du...«

»Doch. Wenn du in den Raum stellst, dass ich am Ende ja nicht die Verantwortung für Robert trage, was rein formal

sicher stimmt, dann sagst du mir im Grunde, dass ich mich raushalten soll. Was keineswegs der Fall ist, wenn ich...«

»... wenn du seine Wäsche wäschst oder sonst etwas für ihn tust, ja. Ich weiß. Entschuldige.« Er sah plötzlich erschöpft aus. »Ich habe es so nicht gemeint«, lenkte er ein.

Rosanna war sofort bereit, ihren Teil zur Friedensstiftung beizutragen. »Ich verstehe ja seine Sorgen. Mit sechzehn halten sie sich für erwachsen, aber in Wahrheit sind sie noch halbe Kinder. Man hat einfach Angst um sie.«

Sie konnte Dennis wirklich verstehen. Als sie beide heirateten, war Robert elf Jahre alt gewesen, ein sommersprossiger, liebenswerter Junge, Ergebnis einer Beziehung zwischen einem noch sehr jungen Dennis und einer noch jüngeren Studentin, die sich von dem Kind völlig überfordert gefühlt hatte und es unter keinen Umständen hatte behalten wollen. Sie war erleichtert gewesen, als Dennis das alleinige Sorgerecht übernahm. Vater und Sohn hatten allein gelebt, bis Rosanna in beider Leben getreten war. Für Robert war sie vom ersten Moment an die Mutter, die er nie gehabt hatte. Im Prinzip empfand es auch Dennis so, aber es gab gelegentlich Momente, in denen er die Tatsache, dass juristisch gesehen nur er das Sagen hatte, für seine Zwecke ausnutzte. Anfangs war das praktisch nie passiert, aber seitdem Robert in der Pubertät war und es naturgemäß viel mehr Schwierigkeiten mit ihm gab, kam es häufiger zu derartigen Situationen. Sie belasteten die Beziehung zwischen Dennis und Rosanna weit mehr, als es Dennis bewusst war.

Aber was ist ihm schon bewusst?, fragte sich Rosanna.

Sie litt unter seinem schlechten Verhältnis zu Robert, aber wenn sie ihm das sagte, hörte er nicht hin.

Sie war unglücklich in Gibraltar und sehnte sich nach England, aber wenn sie ihm das sagte, hörte er nicht hin.

Sie vermisste ihren Beruf als Journalistin, aber wenn sie ihm das sagte, hörte er nicht hin.

Hätte ihn jemand gefragt, er hätte im Brustton der Überzeugung erklärt, dass seine Frau glücklich und ihrer beider gemeinsames Leben voller Harmonie war.

Rosanna wusste, dass es unklug war, an diesem Abend noch mit ihrem eigenen Anliegen herauszurücken, aber im Grunde blieb ihr keine andere Gelegenheit.

»Ich fliege ja morgen nach England«, sagte sie.

Dennis setzte sich wieder, schwenkte seinen Whisky im Glas sacht hin und her. »Ich weiß. Und ich weiß auch, du erwartest eigentlich, dass ich...«

Sie unterbrach ihn hastig. »Nein. Wirklich. Es ist schon in Ordnung, dass du hierbleibst.«

Ihr Vater würde am Sonntag seinen 66. Geburtstag feiern, den ersten, seit er am Ende des vergangenen Jahres völlig überraschend Witwer geworden war, und das war der Grund für Rosannas Reise. Am Anfang hatte sie gewünscht, ihr Mann könnte sie begleiten, aber Dennis hatte wichtige Termine am darauffolgenden Tag geltend gemacht – vorgeschoben oder nicht, das ließ sich nicht überprüfen. Er mochte seinen Schwiegervater, aber er reiste nicht gern nach England. Beruflich ließ es sich nicht umgehen, aber privat vermied er es, wo immer er konnte. In den fünf Jahren ihrer Ehe war es Rosanna nicht gelungen herauszufinden, woher sein Unbehagen gegenüber seiner Heimat eigentlich genau rührte.

»Ich rufe deinen Vater am Sonntag natürlich an«, versicherte Dennis.

Rosanna holte tief Luft und sprang ins kalte Wasser. »Du erinnerst dich doch bestimmt noch an Elaine Dawson?«, fragte sie.

»Elaine Dawson?«

»Meine Freundin aus Kingston St. Mary... na ja, nicht direkt eine Freundin. Ihr Bruder ging in eine Klasse mit meinem Bruder. Sie war um viele Jahre jünger als ich.«

Er runzelte die Stirn. »Ist das nicht die Frau, die zu unserer Hochzeit damals kommen sollte, aber stattdessen verschwunden ist?«

»Spurlos verschwunden. Bis heute.«

»Ich erinnere mich. Dunkel. Ich kannte sie ja gar nicht.«

»Ich habe manchmal an sie gedacht in den vergangenen Jahren«, sagte Rosanna, »und mich gefragt, was wohl damals geschehen ist.«

Es war Dennis anzusehen, dass ihn das nicht im Geringssten interessierte. »Wahrscheinlich ist sie durchgebrannt«, meinte er, »und macht sich jetzt irgendwo ein schönes Leben.«

»Der Typ war sie eigentlich nicht. Die Polizei ging irgendwann allerdings auch davon aus, aber zwischendurch gab es in der Tat Vermutungen, dass sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.«

»Soweit ich noch weiß, saß sie doch in Heathrow wegen Nebel fest. Wer sollte sie denn auf einem derart belebten Flughafen ermorden oder verschleppen?«

»Sie ist mit einem Mann mitgegangen. Das kam irgendwie heraus. Ich meine, er hat sich sogar selber gemeldet. Er hatte ihr angeboten, bei ihm zu übernachten, weil keine Hotelzimmer mehr zu bekommen waren.«

»Und dieser Mann war in Wahrheit natürlich Jack the Ripper und hat sie ...«

»Unsinn. Er hat damals geschworen, sie am nächsten Morgen wieder in die U-Bahn Richtung Flughafen gesetzt zu haben. Etwas anderes konnte ihm auch nicht nachgewiesen werden.«

»Dann stimmt wahrscheinlich meine Theorie«, meinte Dennis, »und sie lässt es sich irgendwo gutgehen.«

»Ich würde es ihr wünschen«, sagte Rosanna, und übergangslos fügte sie hinzu: »Ich soll eine Reportage über diesen Fall schreiben.«

Dennis ließ sein Glas sinken und starrte sie an. »Was sollst du?«

»Eigentlich nicht nur über diesen Fall. Nick Simon hat mich heute Morgen angerufen.«

»Nick Simon?«

»Der Chefredakteur von *Cover*. Du weißt, der ...«

»Ich weiß, wer Nick Simon ist. Der Typ, für den du mal gearbeitet hast. Was will der von dir?«

»Er plant eine Serie für seine Zeitschrift. Über Menschen, die spurlos verschwunden sind. Von denen man nie wieder gehört, die man aber auch nie tot aufgefunden hat. Die einfach ... wie vom Erdboden verschluckt sind.«

»Aha. Und wie kommt er da auf dich? Du arbeitest seit fünf Jahren nicht mehr für ihn!«

Sie blickte ihren Mann nicht an. »Ich hatte ihm einmal gesagt, dass ich mich über den einen oder anderen Auftrag durchaus freuen würde. Daran hat er sich jetzt erinnert. Hinzu kommt, dass er von meiner Bekanntschaft mit Elaine Dawson weiß. Er hält mich offenbar für geeignet, die Serie zu schreiben.«

»Wir hatten doch vereinbart, dass du für einige Jahre nicht arbeitest!«

»*Wir* hatten das gar nicht vereinbart. Du hast es dir gewünscht, und da es hier in Gibraltar für mich ohnehin kaum Möglichkeiten gibt, habe ich zugestimmt. Aber ich habe dir oft gesagt, dass mir mein Beruf fehlt.«

»Und ich habe dir oft genug angeboten, in meinem Büro halbtags mitzuarbeiten!«

Sie wünschte, er zeigte etwas mehr Verständnis. »Dennis, du bist Immobilienmakler. Mit diesem Beruf habe ich absolut nichts zu tun. Ich bin Journalistin. Kannst du dir vorstellen, dass ich gerne in *meinem* Beruf arbeiten würde?«

»Ich kann es mir vorstellen, aber ich hätte dir auch eine gewisse Flexibilität zugetraut«, sagte Dennis mürrisch. Dann

knallte er plötzlich sein Glas auf den Tisch und sprang auf.  
»Ich werde Robert jetzt sagen, dass er diese verdammte Musik...«

Sie erhob sich ebenfalls. »Jetzt lass deinen Ärger über mich nicht an ihm aus. Ich regle das dann schon mit der Musik!«

Sie standen einander gegenüber. Es war Dennis anzumerken, dass er sich überfahren fühlte, aber aus Erfahrung wusste Rosanna, dass er immer so empfunden hätte, auch wenn der Moment günstiger oder ihr eigenes Vorgehen diplomatischer gewesen wäre. Er kam nicht damit zurecht, wenn seine Frau zu irgendeinem Thema eine andere Ansicht hatte als er selbst. Er war kein ausgesprochener Macho, aber Rosanna hatte manchmal den Eindruck, dass sein Kontrollbedürfnis gelegentlich zwanghafte Züge annahm. Es gab ihm Sicherheit, Rosanna seelisch und gedanklich zu hundert Prozent hinter sich zu wissen, und obwohl er ein nüchtern kalkulierender und sehr realistischer Mann war, schien er sich nicht klarzumachen, dass eine derartige Übereinstimmung mit einem anderen Menschen nicht durchzuhalten und schon gar nicht zu erzwingen war.

»Ich nehme an«, sagte er schließlich, »du hast Mr. Simon bereits zugesagt.«

»Ich habe ihm zugesagt, mit ihm am Montag in London zu Mittag zu essen«, sagte sie und hasste das Schuldgefühl, das sie beschlich. Sie war sechsunddreißig Jahre alt! Sie hatte das Recht, eine berufliche Verabredung zu treffen, ohne zuvor die Erlaubnis ihres Ehemanns einzuholen.

»Am Montagmittag wolltest du bereits wieder hier landen«, sagte Dennis.

»Ich weiß. Ich habe den Flug storniert. Ich möchte mit Nick über den Auftrag sprechen. Entweder mir sagt die ganze Sache ohnehin nicht zu, dann versuche ich für Montagabend oder Dienstagfrüh einen Flug nach Gibraltar zu bekommen. Andernfalls...«



»Ja?«

»Andernfalls würde ich natürlich noch ein bisschen länger in England bleiben. Weil ich ja ein paar Recherchen tätigen müsste. Schreiben kann ich das alles dann auch hier.«

Dennis schwieg einen Moment.

»Du hast ja alles bestens geplant«, meinte er dann, »gratuliere. Mir erklärst du, lediglich zum Geburtstag deines Vaters nach England zu wollen und sofort im Anschluss daran zurückzukommen. In Wahrheit hattest du längst eine Verabredung mit deinem früheren Chef, und ebendiese Verabredung dürfte ja wohl von Anfang an der wahre Anlass für deine Reiseplanung gewesen sein!«

»Da irrst du dich aber gewaltig«, sagte Rosanna heftig, »es ging ausschließlich um Dads Geburtstag. Aber als Nick anrief, dachte ich, da ich ohnehin in England bin und am Montag nach London muss, um überhaupt wieder nach Hause zu kommen, könnte ich einem Treffen zustimmen. Mein Gott, Dennis, was ist denn dabei?«

Er kippte seinen Whisky in einem Zug hinunter.

»Nichts. Im Prinzip nichts. Nur muss dir klar sein, dass dich die Recherchen für eine ganze Serie ziemlich lange in England festhalten werden. Dass das für unsere kleine Familie hier nicht gut ist, muss ich dir nicht sagen.«

»Unsere kleine Familie... Ich weiß, wo dich der Schuh drückt, Dennis. Du hast jeden halbwegs positiven Kontakt zu deinem Sohn verloren, und ich bin dein Mittelsmann. Nur über mich hast du noch einen Funken Einfluss. Nur ich Sorge dafür, dass es zwischen euch nicht ständig eskaliert. Wenn ich nicht da bin, weißt du nicht einmal, wie du ihn morgens aus dem Bett und in die Schule bekommen sollst!«

»Und wenn es so wäre? Er ist nun einmal in einem äußerst problematischen Alter. Viele Jungen hören da nicht mehr auf ihre Väter!«

»Trotzdem kann ich nicht andauernd zwischen euch stehen und das Schlimmste verhindern. Du musst wieder einen eigenen Draht zu ihm bekommen, Dennis. Ich kann dir deine Rolle als Vater nicht abnehmen. Das ist für Robert nicht gut – und mir gegenüber ist es zunehmend rücksichtslos.«

»Ich dachte, du...«

»Ich mag Robert. Ich ersetze ihm auch gern die Mutter. Aber nicht den Vater. Und ich kann nicht festgekettet an dieses Haus leben, nur weil zwischen euch beiden Krieg ausbricht, wenn ich mal eine Woche weg bin. Ich werde verrückt darüber. Es muss in meinem Leben noch andere Aufgaben geben als die einer Vermittlerin zwischen euch beiden!«

»Du reißt dich doch förmlich darum. Wenn ich Robert nur sagen will, er soll seine Musik leiser drehen, hältst du mich schon davon ab. Weil du die bessere Art hast, ihm eine so ungeheuerliche Bitte vorzutragen.«

»Ich bin sicher nicht unschuldig an der Entwicklung. Ich hänge mich zu sehr rein, ja. Trotzdem ist es nicht gut. Und ein Grund mehr, für eine Weile einfach mal weg zu sein.«

»Für eine Weile, aha. Für dich steht also längst fest, dass du diese Serie machen wirst. Dieses *informative Mittagessen*, von dem angeblich deine Entscheidung abhängt, ist doch nur eine Farce!«

»Woher willst du das wissen? Ich weiß zum Beispiel noch gar nicht, wie die Bezahlung aussieht.«

»Oh – da wird Mr. Simon sich bestimmt nicht lumpen lassen. Du warst schließlich mal ein ganz gutes Pferd in seinem Stall. Sicher freut er sich, dich zurückzugewinnen.«

»Sonst hätte er mich wahrscheinlich auch nicht gefragt«, sagte Rosanna wütend. Sie wusste, dass es im Grunde keinen Sinn mehr machte, das Gespräch fortzusetzen. Dennis war schlecht gelaunt und verärgert, sie selbst sah sich in die

Position gedrängt, sich rechtfertigen zu müssen, und wollte damit nicht fortfahren. Sie fühlte sich im Recht, wusste aber, dass es zwecklos war, Dennis auch nur zum Nachdenken über eine mögliche andere Sicht der Dinge bewegen zu wollen.

Trotzdem fügte sie hinzu: »Ich muss sowieso abwarten, was ich empfinde, wenn ich erst wieder in Kingston St. Mary bin. In Elaines Umfeld. Kann sein, die ganze Sache belastet mich so, dass ich mich gar nicht in der Lage fühle, dieser Geschichte noch einmal nachzugehen.«

»Dann habe ich ja direkt noch Hoffnung«, bemerkte Dennis zynisch. Er ging erneut zum Schrank, holte die Whiskyflasche noch einmal heraus und schenkte sich sein Glas randvoll.

Rosanna ging zur Tür, um Robert zu bitten, die Musik ein wenig leiser zu stellen.

Eigentlich, dachte sie im Hinausgehen, würde uns eine gewisse Zeit der Trennung ganz gut tun.

## Samstag, 9. Februar

Noch immer, wenn sie tief in der Nacht den stillen Platz vor dem *The Elephant* überquerte, sich nach rechts wandte und durch die enge, vollkommen ausgestorbene Gasse ging, an deren Ende ihre Wohnung lag, fühlte sie sich unbehaglich.

Nein, dachte sie, während sie mit gesenktem Kopf vorwärtshastete, *unbehaglich* ist gar nicht das richtige Wort. Ich habe Angst. Ich habe immer noch Angst.

Den Freitagabend und die ersten Stunden des Samstags hasste sie besonders. Am Freitag wurden, wenn der letzte Gast gegangen war, die Wocheneinnahmen berechnet und akribisch jeder einzelne Cent in einem dicken Ordner notiert. Justin McDrummond, der Besitzer des Pubs, nahm es sehr genau mit dem Geld, aber natürlich ging es dabei auch um seine Existenz. Seine beiden Angestellten durften nicht verschwinden, ehe nicht alles kontrolliert war und auf den Cent genau stimmte. Dadurch wurde es weit nach Mitternacht, ehe man sich auf den Heimweg machen konnte. Die Aushilfskräfte waren zu diesem Zeitpunkt längst auf und davon; nur Bert, der Koch, und sie, das Serviermädchen, hatten auszuharren.

Unglücklicherweise wohnte Bert in der entgegengesetzten Richtung, so dass es keine Chance gab, wenigstens ein Stück des Weges mit ihm gemeinsam zu gehen. Zudem hatte er es immer schrecklich eilig, zu seiner Frau und seinen kleinen Kindern nach Hause zu kommen.

Aber ohnehin, dachte sie, wäre er gar nicht auf die Idee gekommen, mir seine Begleitung anzubieten. Niemand geht davon aus, dass hier etwas geschieht. Nicht in Langbury. Wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Sie sah auf ihre Uhr. Kurz nach halb zwei. Natürlich war

kein Mensch mehr auf der Straße. Nicht, dass es hier überhaupt je von Menschen gewimmelt hätte, aber in hellen Sommernächten stieß man wenigstens gelegentlich auf ein Liebespaar oder auf irgendeinen späten Spaziergänger mit Hund. Aber natürlich nicht im Februar. Es war eine eisig kalte Nacht, der Wind jagte durch die Straßen und wirbelte ein paar Schneeflocken herum. Hinter allen Fenstern herrschte völlige Dunkelheit.

Sie hatte den Platz vor dem Pub überquert und tauchte in die kopfsteingepflasterte Gasse, die leicht bergan stieg und die so schmal war, dass man den Eindruck hatte, die Menschen könnten sich aus den Häusern rechts und links herauslehnen und einander ohne große Schwierigkeiten die Hände schütteln. Tatsächlich waren die Häuser sehr alt und neigten sich fast alle mit den oberen Stockwerken ein Stück nach vorn. Touristen, die nach Langbury kamen, begeisterten sich an den Häusern, gerade weil sie so schmalbrüstig und schief waren. So alt, so englisch!

Sie dachte, dass man die zugigen, engen Kästen mit den schlecht schließenden, viel zu kleinen Fenstern, den winzigen Räumen und halsbrecherisch steilen Treppen im Innern nur bejubeln konnte, wenn man selbst nicht darin leben musste. Hatten sich die Leute mal überlegt, wie wenig Licht in die Zimmer dringen konnte? Wie dunkel es darin sein musste, selbst im Sommer? Wie beengt man hauste? Aber natürlich machte sich niemand darüber Gedanken. Man nannte das Bild, das das kleine Dorf in Northumberland bot, *romantisch* und kehrte dann nach Hause zurück, wo man es heller, komfortabler und großzügiger hatte.

Obwohl sie froh sein musste, die Wohnung gefunden zu haben, keine Frage. Und die Arbeit bei Mr. McDrummond. Als sie ihren letzten Job verloren hatte – sie hatte im Lager eines Schuhgeschäfts die Ware sortiert und etikettiert –, war sie völlig verzweifelt gewesen. Nicht, dass diese Tätig-

keit ihr besonders viel Spaß gemacht hätte, aber sie hatte sich in dem abgeschiedenen Raum so fern der Welt und damit sicher gefühlt. Außer ihren Kollegen traf sie kaum je einen Menschen. Es war nicht das Leben, von dem sie geträumt hatte, aber es hatte ihr allmählich eine innere Ruhe vermittelt, die schwerer wog als Anflüge von Einsamkeit und das Bewusstsein, dass das eigentliche Leben an ihr vorüberging. Die Angst war das Schlimmste. Jedes Bollwerk gegen die Angst, und wenn es sie gleichzeitig gegen Menschen, Freundschaften und Liebe blockierte, war willkommen.

In einem Pub hatte sie eigentlich zuallerletzt arbeiten wollen. Die meisten Gäste dort waren Menschen aus dem Dorf, aber gerade im Sommer kamen auch viele Touristen. Fremde. Jeder konnte kommen, jeden Augenblick. Auch ...

Sie arbeitete seit dem vergangenen Juni im *Elephant*. Aber noch immer schrak sie zusammen, wenn sich die Tür von draußen öffnete. Noch immer brach ihr der Schweiß in den Handflächen aus. Noch immer dauerte es Minuten, ehe sich Herzschlag und Puls halbwegs normalisiert hatten.

Sie hatte einfach keinen anderen Job gefunden. Zwei Mieten war sie schon im Rückstand gewesen. Mr. Cadwick, der Hausbesitzer, der in der Wohnung unter ihr wohnte, hatte ihr ständig im Treppenhaus aufgelauert. »So geht das nicht weiter. Sie können hier nicht umsonst wohnen. Ich bin kein Wohltätigkeitsverein. Wenn ich nicht nächste Woche das Geld habe, rufe ich die Polizei!«

In ihrer Not hatte sie die Stelle im *Elephant* angenommen. Justin zahlte nicht schlecht, und zusammen mit dem Trinkgeld verdiente sie nun besser als vorher. Dafür schlief sie schlechter und hatte wieder an Gewicht verloren. Sie hielt Ausschau nach einer anderen Tätigkeit, hatte aber bislang nichts gefunden.

Sie hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt und hielt für einen Moment inne. Eigentlich besaß sie eine gute Kondition, aber sie hatte in ihrer Verspannung und Furcht wieder einmal falsch geatmet und wurde nun von heftigem Seitenstechen geplagt. Die Hand an die Taille gepresst, versuchte sie tief Luft zu holen. Rechts und links von ihr lagen schwarz und stumm die tiefen Hauseingänge. Als sie daran dachte, was und wer sich alles ganz leicht dort verbergen konnte, atmete sie sofort wieder verkrampft und spürte, wie die Schmerzen schlimmer wurden. Es hatte keinen Sinn, hier stehen zu bleiben, es machte sie nur verrückt.

Du bist neurotisch, schimpfte sie mit sich, während sie weiterlief, total neurotisch. Irgendwann drehst du noch komplett durch!

Aber wer gesehen hatte, was sie gesehen hatte. Wer erlebt hatte...

Nicht weiterdenken. Sie hatte noch etwa zweihundert Meter zu laufen. Wenn sie erst in der Wohnung war, wenn sie festgestellt hatte, dass sich niemand dort verborgen hielt, wenn sie die Fensterläden verriegelt und verrammelt hatte und unter ihrer warmen Bettdecke lag, eine Wärmflasche auf dem Bauch und ein Glas heiße Milch mit Honig neben sich, dann würde es ihr besser gehen. Dann würde sie sich sicherer fühlen. Und wissen, dass sie wieder einen Tag geschafft hatte.

Kurz vor der Haustür hielt sie inne, um ihren Schlüssel aus der Tasche zu kramen. Es war völlig dunkel, sie konnte nichts sehen, aber urplötzlich blitzte eine Taschenlampe auf und leuchtete ihr ins Gesicht.

Sie hob den Kopf, wollte schreien. Und brachte keinen Laut hervor.

## Sonntag, 10. Februar

### I

Es überraschte Rosanna zu sehen, dass Cedric wieder rauchte.

»Als wir ... bei Mummys Beerdigung hattest du es dir abgewöhnt«, sagte sie.

Er nickte und nahm einen tiefen, genießerischen Zug. »Irgendwann um Weihnachten herum ging es wieder schief. Du weißt schon, ständig Weihnachtsfeiern und der ganze Mist. Die anderen rauchen, und irgendwie fängst du dann auch wieder an.«

»Ich dachte, in Amerika kann man gar nicht anders, als enthaltsam zu leben. Dort ist das Rauchen doch inzwischen fast überall verboten.«

Cedric grinste. »Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Je mehr Verbote, desto mehr Schlupflöcher. Oder glaubst du, während der Prohibition wurde weniger gesoffen als davor und danach?«

Sie betrachtete ihren großen Bruder mit einem liebevollen Lächeln. Sie rechnete es ihm hoch an, dass er zum Geburtstag seines Vaters extra aus New York angereist war, obwohl sie insgeheim mutmaßte, dass dies nicht in erster Linie mit einer Fürsorglichkeit dem frischgebackenen Witwer gegenüber zu tun hatte, sondern mit seiner eigenen Einsamkeit. Cedric lebte ein wildes, oberflächliches Leben, das er einerseits zu brauchen schien, das ihm andererseits nicht allzu gut tat. Bei der Beerdigung seiner Mutter im vergangenen Herbst hatte ihn eine Freundin begleitet, ein Mädchen mit dramatisch geschminkten Augen, das kaum dem Teenageralter entwachsen war. Er hatte sie als *meine Lebensgefähr-*



tin vorgestellt. Die Geschichte schien sich bereits wieder erledigt zu haben, aber Rosanna hatte auch nichts anderes erwartet. Cedrics bisher längste Beziehung hatte ein halbes Jahr gedauert, alle anderen waren noch eher zerbrochen. Er war achtunddreißig. Rosanna fand, dass es höchste Zeit für ihn war, seinen Platz im Leben zu finden. Eine Familie zu gründen und eine innere Heimat zu haben.

»Willst du?«, fragte Cedric nun und hielt ihr seine Zigarettenschachtel hin. Sie schüttelte den Kopf. »Nein danke. Ich bleibe standhaft.«

»Dein lieber Dennis würde dir auch was erzählen, stimmt's? Frauen, die rauchen, passen garantiert nicht in sein konservatives Weltbild!« Cedric hatte seinen Schwager vom ersten Moment an nicht leiden können, und diese Abneigung wurde von Dennis aus ganzem Herzen erwidert. Verschiedener als die beiden konnten zwei Männer allerdings auch kaum sein.

Sie standen in Hazels Garten. So hatten sie ihn immer genannt, Hazels Garten, obwohl er natürlich der ganzen Familie gehört hatte und von allen benutzt worden war. Aber Hazel hatte den Garten geliebt, gepflegt und ihm sein unverwechselbares Gesicht gegeben. Sie hatte Bäume, Büsche und Blumen gepflanzt. Ihr war es zu verdanken, dass die etwas düstere Mauer, die das Grundstück umschloss, vollständig unter Efeu verschwand, und dass man sich im Spätsommer im hinteren Teil des Gartens mit Obst vollstopfen konnte: Brombeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren, und natürlich Äpfel, Birnen und Pflaumen, so viel man nur wollte. Wenn Rosanna sich an ihre Mutter erinnerte, so hatte sie immer das Bild einer Frau vor Augen, die, in Gummistiefeln oder Sandalen, zwischen ihren Pflanzen herumstapfte und jeden Besucher, ganz gleich, wie zufällig er hereinschneien mochte, mit irgendeinem Geschenk aus ihrem Garten beglückte: mit ein paar langen, blühenden

Zweigen für eine Bodenvase, einem Strauß dicker, glänzender Tulpen, einer einzelnen Rose, die unnachahmlich duftete. Hazel hatte gern geschenkt. Es war schwer vorstellbar, dass sie nie mehr zwischen den Bäumen auftauchen und sich mit einem Lächeln auf dem Gesicht ihrem Haus nähern würde.

An diesem trüben, grauen Februarsonntag hatte es in den frühen Morgenstunden geschneit, einen späten, nassen, schweren Schnee, der jetzt am Mittag bereits wieder wegzutauen begann. Die Grashalme stachen aus dem Weiß hervor, ebenso die vielen lilafarbenen und gelben Krokusse, die überall auf der Wiese schon zu blühen begonnen hatten. Es war ein trauriges Bild, das Verlassenheit und Schwermut auszudrücken schien.

Der Garten ist verlassen, dachte Rosanna, verlassen von Hazel. Wie wir alle. Heute besonders.

Sie ging auf Cedrics Provokation, Dennis betreffend, nicht ein, sondern hob stattdessen fröstelnd die Schultern. »Es ist kalt. Bist du bald fertig mit deiner Zigarette? Ich möchte wieder ins Haus gehen.«

»Du bist viel zu dünn angezogen. An einen richtigen Winter erinnerst du dich wohl kaum mehr da unten in Gibraltar.«

»Ich erinnere mich, doch. Und ich vermisse ihn.« Sie starrte in den traurigen Garten. »Das ist der letzte oder vorletzte Schnee in diesem Jahr. Irgendwann in den nächsten Wochen bricht der Frühling mit aller Macht aus. Du glaubst nicht, wie mir das fehlt. Dieser klare Wechsel der Jahreszeiten. Ich glaube, den Frühling in England kann man mit nichts auf der Welt vergleichen.«

Cedric warf seine Zigarette in den Schneematsch zu seinen Füßen. »Na ja, wenn ich das richtig verstanden habe, bleibst du ja nun eine Weile hier. Wegen dieser Zeitungsgeschichte.«

»Wenn ich das mache. Mal sehen, wie das Gespräch mit Nick morgen verläuft.«

»Ach komm! Du machst es, ganz gleich, wie das Gespräch verläuft! Glaubst du, man merkt dir nicht an, wie sehr du dich danach sehnst, wieder eine richtige Aufgabe zu haben? Mir ist das schon bei Mummys Beerdigung aufgefallen. Du wirkst total frustriert!«

»Bei Mummys Beerdigung habe ich *traurig* gewirkt und war es auch, und das hing nicht mit einer fehlenden Aufgabe zusammen.«

»Klar warst du traurig. Aber da war schon etwas in deinem Gesicht, das hatte nichts mit dem Tod unserer Mutter zu tun. Da waren Linien, die hatten sich über einen längeren Zeitraum eingegraben. Du bist nicht gerade glücklich mit deinem Dennis in Gibraltar, liebste Schwester, und das sieht man dir an.«

»Aber du bist richtig glücklich in New York, oder wie?«

»Habe ich ja gar nicht behauptet. Aber du hast damals so getan, als sei Dennis der tollste Mann, den die Welt je gesehen hat, und Gibraltar der einzige Ort, an dem es sich leben lässt. Man konnte es ja schon bald nicht mehr hören. Und irgendwie scheint sich da manches verändert zu haben in den letzten fünf Jahren.«

»Immerhin sind es fünf Jahre«, entgegnete Rosanna spitz, »und so lange hat meines Wissens noch keine einzige deiner Beziehungen auch nur annähernd je gedauert. Dass bei Dennis und mir der Lack ein bisschen ab ist, ist wohl normal. Trotzdem gehören wir zusammen.«

Cedric wollte etwas erwidern, und nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, wäre es eine nicht eben freundliche Bemerkung gewesen, aber gerade da ging hinter ihnen ein Fenster auf, und Victor, ihr Vater, lehnte sich heraus.

»Rosanna! Cedric! Kommt ihr? Das Essen ist fertig!«

Cedric schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen,

und folgte seiner Schwester ins Haus. Von der Terrasse trat man sofort ins Esszimmer, wo Victor bereits den Tisch gedeckt hatte. Hazels gutes Porzellan. Rosanna hatte angeboten, das Lieblingsessen ihres Vaters zu kochen, aber Victor hatte darauf bestanden, das der Kinder zuzubereiten: Irish Stew nach Hazels Rezept.

»Das hätte eure Mutter heute auch gekocht, wenn sie euch beide nach so langer Zeit wieder einmal dagehabt hätte. Sie wäre so glücklich gewesen!«

Rosanna betrachtete ihren Vater, während er das Essen auftrug und eine Flasche Wein entkorkte. Weder sein freundliches Lächeln noch seine warme, anteilnehmende Art hatte er durch den Tod seiner Frau verloren, obwohl er damals wochenlang unter Schock gestanden hatte. Hazel war an jenem Samstag Ende November noch mit ihm morgens beim Einkaufen auf dem Markt gewesen und hatte nachmittags bereits mit der Weihnachtsbäckerei beginnen wollen. Aber dann war ihr plötzlich übel geworden, sie hatte über Sehstörungen geklagt und kaum noch geradeaus gehen können. Der herbeigerufene Arzt hatte einen leichten Schlaganfall diagnostiziert und sofort einen Krankenwagen gerufen. Noch im Auto hatte Hazel einen zweiten Schlaganfall erlitten und war innerhalb weniger Minuten gestorben. Rosanna war am späten Abend aus Gibraltar eingetroffen und hatte ihren Vater in der Küche vorgefunden, wo er völlig verwirrt damit beschäftigt war, Weihnachtsplätzchen zu backen.

»Sie hatte ja den Teig noch angerührt«, sagte er immer wieder.

Inzwischen funktionierte Victor wieder völlig normal, aber die Einsamkeit umgab ihn wie ein dichter, schwerer Mantel, dessen Gewicht ihn ganz langsam, fast unmerklich zu Boden zu ziehen schien.

Als sie sich jetzt alle an den Tisch setzten und hinaus in

den grauen Tag blickten, dachte Rosanna, wie so ein Sonntag allein in diesem Haus für ihren Vater aussehen mochte. Die Stille des Schnees und das gleichmäßige Ticken der Uhr. Sie fror plötzlich, viel schlimmer als kurz zuvor im Garten. Das Frieren kam tief aus ihrem Innern.

Cedric bestritt die Unterhaltung beim Mittagessen fast allein, indem er höchst amüsan und witzig von New York und seinen Erlebnissen der letzten Wochen erzählte. Er trank viel und schnell vom Wein, und wie immer unter Alkoholeinfluss wurde er ein lebhafter, kurzweiliger Gesellschafter. Rosanna registrierte dankbar, dass Victor häufig lachte und sehr gelöst wirkte. Als sie mit dem Nachtschiff fertig waren, sagte er: »Wisst ihr was, Kinder, ich erledige jetzt den Abwasch, und ihr beide macht einen schönen Spaziergang zusammen. Ihr wart lange nicht mehr in Kingston St. Mary. Bestimmt habt ihr Lust, euch umzusehen!«

»Das kommt gar nicht ...«, setzte Rosanna an, aber Cedric unterbrach sie sofort: »Es wäre fantastisch, wenn du uns für ein, zwei Stunden entbehren könntest, Dad. Ich würde gern... na ja, ich dachte, ich sollte vielleicht Geoff mal besuchen. Habe ihn lange nicht gesehen.«

»Aber doch nicht an Dads Geburtstag!«, sagte Rosanna empört.

»Wer weiß, wann ich wieder hier bin!«

»Willst du etwa morgen schon wieder nach New York zurück?«

»Nein. Aber nach London. Ein paar Leute von früher besuchen.«

»Typisch. Schon ein Tag in Kingston St. Mary ist zu viel. Ich dachte, du bleibst ein paar Tage hier!«

»Ach!« Cedric funkelte sie über den Tisch hinweg an. »Wenn ich das richtig verstanden habe, bist du selber morgen in London, kleine Schwester, oder nicht? Auch ziemlich eilig!«

»Ich habe dort einen beruflichen Termin. Das ist ja wohl etwas anderes!«

»Nun ja, wie man ...«, setzte Cedric an, aber Victor hob beschwichtigend beide Hände. Er sah plötzlich sehr müde aus und älter, als er war.

»Bitte, Kinder, nicht streiten! Ich verstehe sehr gut, dass ihr beide, aus welchen Gründen auch immer, morgen nach London wollt. Und das ist kein Problem für mich. Ich komme gut mit meinem Leben zurecht.«

»Aber heute ist dein Geburtstag. Ich finde es nicht richtig, wenn ...«

»Ich kann nach dem Abwasch ein Schläfchen ganz gut brauchen. Auch an meinem Geburtstag. Warum gehst du nicht mit Cedric und besuchst Geoffrey, Rosanna? Du kennst ihn doch auch noch gut von früher. Wenn ihr um fünf Uhr zum Tee zurück seid, freue ich mich. Bis dahin ruhe ich mich aus.«

Cedric sprang auf den Vorschlag sofort begeistert an. »Klasse. Rosanna, würdest du das tun? Ich würde mich viel besser fühlen, wenn du mitkommst. Die Unterhaltungen mit Geoff sind ... na ja, du weißt ja. Seit seinem Unfall ist es nicht einfach mit ihm.«

»Es ist ja auch kein Zuckerschlecken, querschnittsgelähmt in einem Heim zu sitzen, ohne die geringste Zukunftsperspektive.«

»Vielleicht könnte das Gespräch mit ihm ganz interessant sein, Rosanna«, meinte Victor, »im Hinblick auf deine geplante Serie, meine ich. Hör dir doch mal seine Meinung an, was das Verschwinden von Elaine betrifft. Er hat da sicher seine ganz eigenen Ideen. Im Übrigen fände ich es auch nicht in Ordnung, wenn ihr beide hier seid und ihn nicht besucht. Als Kinder habt ihr so viel miteinander gespielt.«

Rosanna erhob sich seufzend. »Okay. Überredet. Ich komme mit. Er lebt jetzt in Taunton, nicht?«

»Der wird Augen machen, wenn er uns sieht!«, sagte Cedric.

Rosanna folgte ihrem Bruder aus dem Wohnzimmer und dachte, dass Cedric eine bewundernswerte Gabe hatte, sich das Leben möglichst einfach zu gestalten. Die schwierige Unterhaltung mit einem verbitterten und vielleicht aggressiven Geoffrey würde er nun ihr überlassen, später jedoch mit dem guten Gefühl nach New York zurückfliegen, sich um seinen alten Freund ausgiebig gekümmert zu haben.

Aber im Übrigen hatte ihr Vater natürlich recht: Sollte sie den Artikel über Elaine Dawson wirklich schreiben, brauchte sie ohnehin ein Gespräch mit deren Bruder – Elaines letztem lebenden Verwandten und dem Mann, der von ihrem spurlosen Verschwinden am meisten betroffen gewesen war.

## 2

*The Elephant* hatte sonntags geöffnet, aber nach einigem Hin und Her hatte sie bei Justin angerufen und sich für diesen Tag erneut krankgemeldet. Erwartungsgemäß hatte Justin gemurrt und gejamert, aber da zu dieser Jahreszeit praktisch überhaupt keine Touristen unterwegs waren und zudem an den Sonntagabenden auch kaum Dorfbewohner den Weg in die Kneipe fanden, konnte er nicht behaupten, unter der Arbeit zusammenzubrechen, wenn seine Serviererin nicht erschien. Die drei oder vier Besucher, die heute zu erwarten waren, würde die Aushilfe leicht bewältigen. Selbst am Abend zuvor, dem Samstag, war nicht allzu viel los gewesen, aber Justin hatte sich aufgeführt, als gehe seine Existenz den Bach hinunter, weil sie da bereits abgesagt hatte.

»Gestern meinten Sie, heute wären Sie wieder auf dem Damm«, knurrte er.

»Ich habe es gehofft. Aber mir ist heute immer noch furchtbar schlecht«, erwiderte sie. »Vielleicht habe ich doch nichts Falsches gegessen, sondern mir ein Virus eingefangen.«

»Kann man nichts machen«, sagte Justin grimmig und legte den Hörer auf.

»Sie sehen wirklich nicht gut aus«, meinte Mr. Cadwick, der Vermieter, mitfühlend. Sie hatte ihn, wie schon am Vortag, bitten müssen, von seinem Apparat aus telefonieren zu dürfen, da sie selbst kein Telefon hatte. Sie hatte gewusst, dass er jedem Wort des Gesprächs aufmerksam lauschen würde, aber sie hatte auch gewusst, dass er ihr das Märchen von der Magenverstimmung, die womöglich sogar eine ernsthafte Magen-Darm-Grippe war, sofort abkaufen würde. Sie hatte noch immer eine ungesunde Gesichtsfarbe und tiefe Ringe unter den Augen.

»Mir geht es auch nicht besonders gut«, sagte sie. Sie wollte wieder nach oben in ihre Wohnung. Die Tür hinter sich verriegeln, sich im Bett zusammenrollen. Sich jetzt bloß nicht dem fürsorglichen Geplapper Mr. Cadwicks aussetzen. Als sie mit der Miete im Rückstand war, hatte er sie an die Luft setzen wollen. Seitdem sie wieder regelmäßig zahlte und den guten Job im *Elephant* hatte, machte er auf Freundschaft. Klar, für das dunkle Loch da oben würde er nicht so schnell jemanden finden, wer zog schon nach Langbury und vergrub sich dann auch noch in der finstersten Ecke des ganzen Ortes? So viele Neurotiker liefen auf dieser Welt nicht herum, dass ihm rascher Ersatz garantiert war.

»Sie sollten zum Arzt gehen«, schlug Mr. Cadwick vor, »Sie sehen geradezu erbärmlich aus, wenn ich das sagen darf. Man sollte solche Geschichten nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

»Ich brauche bloß noch einen Tag im Bett, dann geht's schon wieder«, beteuerte sie.



»Soll ich einen Tee für Sie kochen? Es gibt doch niemanden, der sich um Sie kümmert! Haben Sie überhaupt etwas zu essen daheim?«

Hätte sie ihn während der Zeit ihrer Zahlungsrückstände nicht so knallhart erlebt, sie hätte jetzt direkt ein dankbares Gefühl empfinden können. Obwohl sie ihn einfach nur schleimig fand. Mr. Cadwick war bald siebzig Jahre alt, unverheiratet, und vielleicht tat sie ihm unrecht, aber oft hatte sie den Eindruck, dass er sie mit ausgesprochen lüsternen Blicken verfolgte. Sie war sich sicher, dass er in seinem stickigen, ungelüfteten Wohnzimmer, in dem der jahrealte Dunst ungezählter Mahlzeiten zwischen den Wänden zu hängen schien, regelmäßig Pornovideos anschaute, obwohl sie auch darauf keinen Hinweis hatte. Er war einfach der Typ dafür. Zweimal im Monat machte er sich mit Bus und Bahn auf den Weg nach Newcastle, ohne irgendetwas darüber verlauten zu lassen, was er dort tat. Sie war überzeugt, dass er ein Bordell besuchte. Und dass er auf perverse Sexspiele stand. Sie roch das förmlich. Ihr Unbehagen ihm gegenüber war auch der Grund, weshalb sie jeden Abend eine kleine Kommode unter die Klinke ihrer Wohnungstür schob. Mr. Cadwick besaß einen Zweit-schlüssel. Sie hatte keine Lust, eines Nachts davon aufzuwachen, dass er neben ihrem Bett stand und sich einen runterholte.

»Ich habe genug zu essen, danke«, behauptete sie, obwohl es nicht stimmte, »aber, ehrlich gesagt, ist mir im Moment nicht sehr danach. Ich muss jetzt einfach diese blöde Geschichte auskurieren, dann ist wieder alles in Ordnung. Danke fürs Telefonieren, Mr. Cadwick.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Wenn Sie Hilfe brauchen...«, rief er ihr noch hinterher, ehe er allein und frustriert in seinem trostlosen Sonntag zurückblieb.

Aber sein trostloser Sonntag ist nicht mein Problem, dachte sie, während sie, oben angekommen, aufatmend die Wohnungstür hinter sich schloss und sofort die Kommode davorrückte, mein Leben besteht überhaupt nur noch aus trostlosen Tagen, und wen kümmert das?

Es ging ihr besser, kaum dass sie sich in Sicherheit fühlte. Sie hatte zwei Tage gewonnen, die sie hier eingeschlossen verbringen konnte, denn am morgigen Montag hatte *The Elephant* seinen Ruhetag. Danach musste sie allerdings wieder auf der Matte stehen, und sie konnte nur hoffen, dass es ihr gut genug ginge, um erneut in den Ring zu steigen. Vor zweieinhalb Jahren hatte sie schon einmal einen derartigen Nervenzusammenbruch gehabt – wenn man ihre Übelkeit, das Fieber, das Zittern und das Schwindelgefühl so nennen konnte. Damals hatte sie plötzlich geglaubt, in Morpeth vor einem Fischgeschäft Pit gesehen zu haben. Sie war vollkommen sicher gewesen, ihn erkannt zu haben, den flachen Hinterkopf mit den dünnen Haaren, die schneige Gestalt, von der man nicht glaubte, wie viel Kraft in ihr steckte, ehe man nicht Bekanntschaft mit seinen Fäusten gemacht hatte. Selbst von hinten strahlte er eine Brutalität aus, die atemlos machte. Sie hatte ihn immer viel mehr gefürchtet als Ron, denn Ron war klüger und berechenbarer. Pit hingegen war, ihrer festen Überzeugung nach, ein Psychopath. Er konnte jeden Augenblick komplett durchknallen, und wehe dem, der ihm dann zwischen die Finger geriet.

In Morpeth war sie nur gewesen, weil sie dringend eine neue Jeans gebraucht hatte, und sie war überzeugt gewesen, dass nun ihre letzte Stunde geschlagen hätte. Bis heute wusste sie nicht, wie sie es noch bis zur Bushaltestelle, dann zurück in den Ort, in dem sie damals lebte, und in ihre Wohnung geschafft hatte.

Sie hatte sich den restlichen Tag über immer wieder über-

geben und bis zum Abend Fieber gehabt. Immer wieder hatte sie sich gesagt, dass es absolut keinen nachvollziehbaren Grund gab, weshalb sich Pit in Morpeth, Northumberland, herumtreiben sollte. Der einzige Grund konnte nur *sie selbst* sein.

Sogar dem Schuhgeschäft war sie damals zwei Tage ferngeblieben, weil sie sich so krank fühlte und das dauernde Zittern ihrer Hände nicht unterdrücken konnte. Zunächst hatte sie alle Brücken hinter sich abbrechen und weiterziehen wollen, weit weg, an einen fernen Ort. Schottland vielleicht, die Hebriden ... Aber am Abend des zweiten Tages war sie schon nicht mehr so sicher gewesen, dass der Mann vor dem Fischgeschäft wirklich Pit gewesen war. Sie rekonstruierte das Bild in Gedanken wieder und wieder, und plötzlich erschien es ihr nicht mehr überzeugend. Der Mann war größer gewesen als Pit, und seine ganze Körperhaltung hatte irgendwie nicht gestimmt. Die Haare waren zu dunkel, eine Nuance vielleicht nur, aber eben doch – dunkler.

Auf einmal fragte sie sich erstaunt, wie sie überhaupt einen Moment lang hatte glauben können, bei dem Mann in Morpeth handele es sich um Pit, und schlagartig war es ihr besser gegangen.

Diesmal war sogar noch weniger passiert. Samstagnacht, die dunkle Gasse, das gleißende Licht der Taschenlampe. Sie hatte geglaubt, dies sei das Ende. Er hatte sie gefunden. Hatte in einem dunklen Hauseingang verborgen auf sie gewartet. Gnade hatte sie nicht zu erwarten, dafür aber ein furchtbares Ende.

Bis sie realisierte, dass es die kleine, alte Miss Pruetts von schräg gegenüber war, die, ihren Basset an der Leine, eine Taschenlampe in der Hand und selbst zu Tode erschrocken, vor ihr stand, hatte ihr Körper bereits das ganze bekannte Programm durchlaufen: jäher Schweißausbruch, unkont-

rollierbares Zittern, ein Herzschlag, von dem sie meinte, er müsse die Erde beben lassen. Sie erinnerte sich, dass sie hatte schreien wollen, aber dass ihr plötzlich der Hals wie zugeschnürt war und dass sie keinen Ton herausbringen konnte.

Wahrscheinlich hatte sie nur ein paar Sekunden so dagedanden, geblendet vom Licht der Lampe, aber ihr war es wie eine Ewigkeit erschienen. Dann hatte Miss Pruett endlich die Lampe sinken lassen und mit ihrer zittrigen Stimme erstaunt gesagt: »Ach – *Sie* sind das. Was tun Sie denn hier?«

Ihre eigene Stimme hatte ihr erst nach zwei vergeblichen Anläufen gehorcht. »Miss Pruett«, hatte sie schließlich krächzend hervorgebracht, »das... das wollte ich Sie eigentlich fragen!«

Wie sich herausstellte, war Zeb, der Basset, krank, eine Blasenentzündung, wie Miss Pruett beschämt verriet, und musste immer wieder vor die Tür. Da das Haus der alten Dame weder über einen Garten noch über einen Hof verfügte, blieb ihr nichts anderes übrig, als die ganze Nacht hindurch stündlich eine kleine Runde zu drehen.

Eine harmlose Situation, die wieder einmal in ein Drama geführt hatte.

Ich muss aufhören, in dieser ständigen Angst zu leben, sagte sie sich nun und betrachtete stirnrunzelnd die Kommode, die unter die Türklinke gerückt dastand, das macht mich krank. Und verrückt. Und zerstört mich.

Es waren Jahre vergangen. Vielleicht hatte sie längst nichts mehr zu befürchten. Vegetierte ganz umsonst, wie ein Tier tief vergraben in einer dunklen Höhle, vor sich hin. Es mochte längst an der Zeit sein, dass sie die Vergangenheit abschüttelte und daranging, sich ein neues Leben aufzubauen.

Vielleicht sollte sie den ersten Schritt tun, indem sie die lächerliche Kommode wegrückte. Mr. Cadwick war nicht

gefährlich, er war nur widerlich. Angestrengt lauschte sie, ob sie ihn unten in der Wohnung hörte, aber alles war still. Normalerweise wusste sie meist, wo er sich aufhielt, da sie sowohl seine schlurfenden Schritte als auch sein häufiges Räuspern deutlich mitbekam. Wenn kein einziger Laut ihn verriet, so wie jetzt, hegte sie stets die beklemmende Vorstellung, er könne sich auf Strümpfen durch das Treppenhaus geschlichen haben und sich auf dem Absatz vor ihrer Wohnung herumdrücken – in der Absicht vermutlich, irgendetwas von ihr mitzubekommen, woran er sich aufheilen konnte.

Aber womöglich hingen solche Gedanken auch nur mit ihrer verrückten Angstneurose zusammen. Am Ende saß Mr. Cadwick einfach nur friedlich unten in einem Sessel und las Zeitung oder trank eine Tasse Tee. Und würde im Traum nicht daran denken, im Treppenhaus herumzuschleichen oder gar heimlich in die Wohnung seiner Mieterin einzudringen.

Trotzdem – sie konnte sich nicht überwinden, das Möbelstück zu entfernen. Sie brauchte diese Schranke, gegen Mr. Cadwick, gegen mögliche andere Gefahren und gegen ihre eigene Panik.

Noch weit entfernt von der Normalität, dachte sie.

Sie trat an eines der kleinen Fenster, die so schlecht schlossen und alle Wärme zuverlässig hinaus- und alle Kälte hereinließen, und blickte hinaus. Kein Mensch auf der Gasse und ein paar Schneeflocken in der Luft. Wie neulich nachts. Das Wetter änderte sich nicht. Kalt und grau. Von Frühling hier oben im Norden keine Spur.

Sie legte sich auf ihr Bett, starrte an die Decke und versuchte, Geräusche im Haus auszumachen und einzuordnen. Eine Gewohnheit, die ihr in Fleisch und Blut übergegangen war: immer wach sein, präsent sein, wissen, woran sie war, die Kontrolle behalten.

Irgendwann einmal konnte ihr Überleben davon abhängen.

Aber das Haus lag in völliger Stille, und über dieser Lautlosigkeit schlief sie schließlich ein.

### 3

Geoffrey Dawson war völlig perplex, als die Schwester in seinem Zimmer erschien und ihm mitteilte, dass Besuch für ihn da sei. Er bekam sehr selten Besuch, obwohl in der Gegend noch etliche Freunde und Bekannte von früher lebten. Anfangs hatten sie häufig nach ihm gesehen, in den ersten beiden Jahren nach dem Unfall. Dann war der Strom mitfühlender Menschen recht abrupt abgerissen – klar, wer hatte schon Lust, stundenlang neben einem Krüppel im Zimmer zu sitzen und sich dessen Leidensmiene anzusehen. Nach Elaines Verschwinden, als er in das Pflegeheim nach Taunton hatte umziehen müssen, war das Interesse an ihm wieder kurzfristig erwacht. Einigen mochte er wirklich leidgetan haben, weil er sein Zuhause verlor und weil sein ständiger Albtraum, das Heim, nun wahr wurde. Aber Geoff machte sich nichts vor: Die meisten hatte nur der Nervenkitzel gereizt. Elaines Verschwinden hatte Staub aufgewirbelt, und mancher mochte gehofft haben, von ihrem Bruder ein paar Details zu erfahren, die man der Presse nicht hatte entnehmen können. Außerdem genossen sie den Grusel des Pflegeheims. Die langen Gänge mit blank geputztem Linoleum, das ständige eingeschaltete Kunstlicht, die kleinen Zellen rechts und links, hinter denen die bedauernswerten Geschöpfe hausten, die hier ihr Leben verbringen mussten. Wer finanziell besser gestellt war, konnte auf ein Einzelzimmer hoffen. Geoff gehörte nicht dazu. Er teilte sich seinen Raum mit zwei anderen Männern, von de-

nen der eine häufig wirres Zeug brabbelte und seine Mitbewohner damit halb zu Tode nervte.

Leider tatsächlich nur *halb*. Geoff dachte viel und ausgiebig über Selbstmord nach, aber ihm fiel keine Möglichkeit ein, die er aus eigener Kraft hätte bewerkstelligen können.

Jedenfalls waren Besuche zu einem seltenen Ereignis geworden. Von Elaine hatte seit fünf Jahren niemand etwas gehört, und inzwischen war jegliches Interesse an ihrem Schicksal erlahmt. Auch das Pflegeheim jagte niemandem mehr einen wohligen Schauer über den Rücken. Wozu sollte jemand seine Zeit opfern, um nach Geoffrey zu sehen, dessen Schicksal sich doch nicht änderte, so dass einem jedes tröstliche Wort – *Wird schon wieder!* – nur noch zynisch vorkam. Lediglich Victor Jones aus Kingston St. Mary erschien noch hin und wieder – aus reinem Mitleid, da machte sich Geoffrey nichts vor.

»Wer ist es denn?«, fragte er, nachdem er sich von seiner Überraschung ein wenig erholt hatte.

Die Schwester, eine von den Netten, lächelte. Sie schien sich aufrichtig für ihn zu freuen. »Ein Mr. Jones und eine Mrs. Hamilton«, sagte sie, »beide warten unten im Aufenthaltsraum.«

Sieh an, dachte Geoff, die Jones-Geschwister! Cedric und Rosanna. Ewig nicht mehr gesehen. Und plötzlich tauchen sie hier bei mir auf.

Er wusste, dass Rosanna in Gibraltar verheiratet war – wie sollte er das auch je vergessen? War es doch ihre Hochzeit seinerzeit gewesen, zu der Elaine unbedingt hatte reisen wollen. Ihre letzte Spur verlor sich auf dem Flughafen London-Heathrow. Später hatte niemand sie je wieder gesehen.

Und Cedric lebte seit langem in New York, kam kaum je nach England zurück. Seltsam, dass sie nun beide auf einmal in Taunton standen und nichts Besseres zu tun hatten,

als den alten Freund aus Kinder- und Jugendtagen zu besuchen, dem das Schicksal so übel mitgespielt hatte.

Für eine Sekunde spürte er die Versuchung, die Schwester zu bitten, seine ungeladenen Gäste wieder nach Hause zu schicken. Ausgerechnet diese beiden! Der attraktive Cedric, der sein Leben zwar nicht so recht auf die Reihe brachte, dafür aber so unheimlich gut bei den Mädchen ankam. Und Rosanna, der er nie verzeihen würde, dass sie Elaine unbedingt zu ihrer Hochzeit hatte einladen müssen.

»Ich...«, setzte er an, aber die Schwester hatte bereits den Griff seines Rollstuhls gepackt und das Gefährt energisch herumgedreht.

»Nichts da!«, sagte sie. »Die beiden empfangen Sie jetzt!«

Sie musste seinem Gesicht angesehen haben, was in ihm vorging.

»Aber ich glaube, ich...«, versuchte er es noch einmal, während sie ihn bereits durch die Tür auf den Gang hinaus-schob.

»Sie müssen da jetzt durch!«, bestimmte sie, und plötzlich hasste er sie. Dafür, dass sie ihn dieser Begegnung aus-setzte. Dafür, dass sie ihm sein Recht auf Selbstbestimmung so einfach entzog.

Und dabei meint sie es bloß gut, dachte er erschöpft.

Er hatte sich zunächst gesträubt, in das dem Heim schräg gegenüberliegende Café zu gehen, genau genommen: sich dorthin schieben zu lassen, aber Rosanna hatte in der gleichen freundlichen, unnachgiebigen Art, die die meisten der Schwestern hatten, darauf beharrt.

»Ich glaube, du brauchst mal ein bisschen frischen Wind um die Nase«, hatte sie gesagt und sich in dem Aufenthaltsraum umgesehen, unter dessen Neonlicht selbst die



gesündesten Menschen krank aussahen, und dessen Lino-  
leumfußboden dieselbe abstoßende Färbung altgewordener  
Magermilch hatte wie alle Fußböden im Haus. Zwar stan-  
den Blumentöpfe auf den Fensterbänken, und an den Wän-  
den hingen Bilder, die von Patienten gemalt worden waren,  
aber die Atmosphäre blieb trist und der Raum das, was er  
war: der Aufenthaltsraum eines Pflegeheims für schwerbe-  
hinderte Menschen. Nicht gerade einladend.

»Man kann hier Kaffee bekommen«, hatte er gesagt, »und  
ihr könntet rasch etwas Kuchen kaufen, wenn ihr mögt...«

Aber Cedric, dem man das Unbehagen nur zu deutlich  
ansah, war schon aufgesprungen. »Tolle Idee«, hatte er ge-  
sagt, »Rosanna hat recht, Geoff. Du musst hier mal raus!«

Und nun saßen sie in dem Café, rührten in ihren Tassen  
und fühlten sich alle drei befangen. Geoffrey dankte sei-  
nem Schöpfer, dass er wenigstens seine Arme bewegen und  
selbstständig essen und trinken konnte, wenn auch etliche  
Brösel auf den Tisch und auf seinen Schoß fielen. Es gab  
andere im Heim, Tetraplegiker, die konnten buchstäblich  
nichts mehr, außer noch den Hals drehen. Sie mussten ge-  
füttert werden wie Babys. Aber das hätte er nicht mit sich  
machen lassen. In diesem Fall hätte er sich mit Händen und  
Füßen gegen diesen blödsinnigen Ausflug gewehrt.

Mit Händen und Füßen, dachte er und hätte gelacht,  
wäre es nicht so traurig gewesen.

Cedric, den er immer wieder von der Seite betrachten  
musste, weil er so gesund, so kräftig, so *gut* aussah, berich-  
tete ein wenig von New York, aber nicht fröhlich und lo-  
cker, sondern in der verkrampten Art, die Geoffrey auch  
von anderen gesunden Menschen kannte: Sie wollten die  
Stimmung aufhellen, aber sie wussten, dass sie von einem  
Leben berichteten, das ihrem Gegenüber für immer ver-  
wehrt sein würde, und sie quälten sich in dem Spagat ab,  
etwas von ihrem Alltag zu schildern, ohne dass der andere

über dem Zuhören allzu depressiv wurde. Man merkte immer, dass sie Mitleid hatten und sich im Grunde weit fort sehnten. Wie er diese Situation hasste! Letztlich war es wirklich besser, keinen Besuch zu bekommen.

»Wenn ich das richtig verstehe, arbeitest du bei einem Fotografen?«, fragte er höflich. Nicht, dass es ihn interessierte...

Cedric nickte. »Ich habe eine Ausbildung gemacht, ja. Ich hoffe, dass ich irgendwann mein eigenes Studio eröffnen kann.«

»Ehe? Kinder?«

»Affären. Die richtige Frau war noch nicht dabei«, sagte Cedric. In einem Anflug von Selbstkritik fügte er hinzu: »Das liegt wahrscheinlich an mir. Ich bin achtunddreißig, da hätte ich in dieser Hinsicht schon mehr auf die Beine stellen müssen. Wahrscheinlich mache ich irgendetwas falsch. Es gibt ja viele Gründe, weshalb es zwischen einem Mann und einer Frau nicht funktioniert.«

»O ja«, erwiderte Geoff bissig, »die gibt es. Ein Grund kann zum Beispiel darin bestehen, dass ein Mann nicht alleine laufen, scheißen, pinkeln oder gar vögeln kann. Ich sage euch, das schränkt die Auswahl an möglichen Partnerinnen gewaltig ein!«

Rosanna und Cedric machten betroffene Gesichter, und eine Sekunde lang freute er sich daran. Manchmal machte es ihm Spaß, seine Umwelt zu schockieren, gerade Typen wie die Jones-Geschwister, die so unverschämt begünstigt waren vom Schicksal. Aber aus Erfahrung wusste er, dass der kleine Triumph nur sehr kurz anhielt. Sowieso war es kein echter Triumph, denn die Dinge blieben, wie sie waren: Die anderen blieben gesund und stark, er blieb krank und schwach.

Während Cedric an seinem Kuchen herumbröselte und dabei verstohlen auf seine Armbanduhr schielte, straffte Rosanna die Schultern und nahm eine Haltung an, die

Geoff irgendwie als ... offensiv empfand. Sie hatte etwas Konkretes auf dem Herzen. Wahrscheinlich etwas Unangenehmes, aber wenigstens würde das vielleicht dem zähen Smalltalk ein Ende bereiten.

»Geoffrey, weshalb ich in England bin, abgesehen vom Geburtstag meines Vaters natürlich, hat einen besonderen Grund«, sagte sie, »und ich würde gern kurz mit dir darüber sprechen ...«

»Ja?«

Sie zögerte. »Es geht um Elaine«, sagte sie schließlich.

Er atmete tief. Er hatte doch gewusst, dass nun etwas Unangenehmes kam. »Um Elaine?«

»Genau genommen um eine Serie, die ich für *Cover* schreiben soll. Du weißt, dieses ...«

»Ich weiß. Dieses ziemlich schrille Boulevard-Magazin, für das du früher mal gearbeitet hast.«

Er kannte sie als Kratzbürste, wenn sie sich provoziert fühlte. Normalerweise hätte sie sich gegen eine abwertende Äußerung gewehrt. Aber mit ihm wollte sie nicht streiten. Die Menschen wurden so schrecklich anständig gegenüber Krüppeln.

»Ich soll eine Serie über spurlos verschwundene Menschen schreiben. Und mit Elaine beginnen.«

»Aha.« Er hätte sich ohrfeigen können, aber das Thema löste Reaktionen in ihm aus. Beschleunigter Herzschlag, trockener Mund, Schweißausbruch in den Handflächen. Immer noch. Nach fünf Jahren.

»Nick – der Chefredakteur – hat mich wohl ausgewählt wegen meiner persönlichen Bekanntschaft mit Elaine. Ich ... würde den Auftrag gern annehmen.«

»Klar. Dazu brauchst du wohl kaum meine Erlaubnis.«

»Nein. Aber du könntest dich weigern, mit mir über Elaine zu sprechen. Und ich würde das auch verstehen.«

»Würdest du das? Was willst du denn eigentlich schrei-

ben? Alles, was man weiß, ist gesagt worden. Es gibt keine neuen Erkenntnisse. Wozu dieser Artikel?«

»Er soll einfach die Ereignisse von damals noch einmal zusammenfassen. Das, was passiert ist an jenem Abend in Heathrow. Er soll die Nachforschungen der Polizei beleuchten. Ein bisschen über Elaine berichten, über den Menschen, der sie war. Es ist einfach ein...« Sie hob etwas hilflos die Schultern. »Es ist einfach ein Bericht über ein mysteriöses Ereignis, dessen Hintergründe nie geklärt wurden.«

»Und an dem sich die Menschen gern aufteilen, ich weiß!« Geoff schob seinen fast unberührten Kuchenteller weg. Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, dass Cedric sich vor Unbehagen geradezu wand. Auch Rosanna wirkte nicht mehr so selbstbewusst wie sonst. Geschah den beiden ganz recht.

»Weißt du«, sagte er, »ich rede mit dir über Elaine. Ich rede auch über diese hirnverbrannte Idee von dir, sie zu deiner Hochzeit einzuladen. Ich rede auch mit dir über das beschissene Leben, das ich jetzt führe, denn das Schicksal des armen, behinderten, völlig allein zurückgebliebenen Bruders ist genau ein Thema, das die Leser von *Cover* lieben werden. Ich tue das alles, aber ich will dafür etwas von dir. Ich will, dass du in deinem Artikel Marc Reeve noch einmal richtig hinhängst. Ihn noch einmal den Leuten zum Fraß vorwirfst. Seinen Albtraum noch einmal zum Kochen bringst, dass seine Nachbarn mit den Fingern auf ihn zeigen und seine letzten erbärmlichen Mandanten wegbleiben. Das ist meine Bedingung. Ansonsten erfährst du nichts von mir, kein Sterbenswörtchen!«

Sie wirkte völlig perplex. »Marc Reeve?«

»Marc Reeve«, wiederholte Geoff. »Der Mann, der sie an jenem Abend in seine Wohnung gelockt hat. Er ist Elaines Mörder, Rosanna. Es konnte ihm nur nicht nachgewie-

sen werden. Marc Reeve hat meine Schwester umgebracht und mein Leben zerstört, und wäre ich nicht ein so erbärmlicher Krüppel, ich hätte ihn längst dafür zur Rechenschaft gezogen, das schwöre ich dir. Mach ihn fertig, Rosanna. Du bekommst jede Hilfe von mir!«

Sie sah ihn aus großen, nachdenklichen Augen an.

## Montag, 11. Februar

### I

Angela Biggs wusste, was sie wollte: Sie wollte aus der trostlosen Sozialwohnung in Islington heraus und in ein besseres Leben hinein. Sie hatte keine Lust, noch viele Jahre lang in der bedrückenden Enge von achtzig Quadratmetern zusammen mit ihren Eltern und ihren vier jüngeren Geschwistern zu hausen. Sie teilte sich eine winzige Kammer mit ihrer Schwester. Die drei Jungs schliefen in einem etwas größeren Zimmer nebenan. Die Eltern klappten nachts das Sofa im Wohnzimmer aus, um darauf schlafen zu können. Dad hatte manchmal Arbeit, meistens aber nicht. Mum hatte begonnen, schon am frühen Morgen zu trinken. Den ältesten der Brüder hatte neulich erst die Polizei nach Hause gebracht, weil er zusammen mit anderen Jugendlichen in einen Spirituosenladen eingebrochen war. Angelas Schwester, die sechzehnjährige Linda, knallte sich seit einigen Monaten pfundweise Schminke ins Gesicht und zog Röcke an, die so kurz waren, dass sie es auch gleich hätte sein lassen können. Deswegen hatte sie Streit mit ihrem Vater gehabt, drei Tage zuvor.

»In dem Aufzug verlässt du nicht das Haus!«, hatte er gebrüllt, als sie sich anschickte, im Jeans-Mini und Overknee-Stiefeln aus der Wohnung zu stöckeln.

»Mensch, was ist denn dabei?«, hatte sie zurückgeschrien.  
»Schau dich doch mal um! So laufen jetzt alle rum!«

Was nicht stimmte, wie Angela wusste. Viele junge Mädchen zogen sich sehr sexy an, aber nicht so grell, so völlig übertrieben. Linda konnte vor lauter Farbe fast nicht mehr aus den Augen schauen, und die bleistiftdünnen Absätze

ihrer Stiefel waren mörderisch hoch. Der Rock bedeckte kaum ihren Po. Was Angela aber wieder einmal aufgefallen war, war die Qualität der Klamotten: Die Aufmachung mochte billig sein, die Sachen selbst waren es mit Sicherheit nicht gewesen. Angela kannte sich ein wenig aus, weil sie in ihrer Sehnsucht nach einem besseren Leben oft durch die feinen Etagen von *Harrods* streifte und heimlich edle Stoffe berührte und mit Blicken in sich aufzog. Sie hatte ein Gespür dafür entwickelt, was Dinge wert waren. Es war ihr schleierhaft, wie Linda, die nach ihrer abgebrochenen Schullaufbahn, einer abgebrochenen Lehre und einem abgebrochenen Job im Büro einer Autowerkstatt arbeitslos war, ihre Outfits finanzierte.

Sie hatte die Schwester danach fragen wollen, aber dazu war es nicht mehr gekommen. Denn der Streit mit Dad war an jenem Abend eskaliert, und nach einem heftigen Wortgefecht, von dem sämtliche Bewohner des Sozialblocks, in dem sie lebten, jedes Wort mitbekommen haben dürften, hatte Dad gebrüllt: »So will ich dich hier nicht mehr sehen, du Nutte!«

»Du wirst mich hier überhaupt nicht mehr sehen!«, hatte Linda zurückgeschrien, bevor sie türenschiend die Wohnung verließ.

Seitdem war sie nicht mehr aufgetaucht. Seit drei Nächten blieb ihr Bett leer.

Während der ersten beiden Nächte hatten alle gedacht, Linda sei zu ihrem Exfreund gegangen. Von ihm hatte sie sich zwar ein halbes Jahr zuvor getrennt, aber die beiden kamen noch immer recht gut miteinander klar, und sie hatte noch zwei- oder dreimal bei ihm übernachtet. Am Sonntag aber hatte ihn Angela zufällig an einer Bushaltestelle getroffen, wo er mit anderen Jugendlichen herumhing und Bierdosen durch die Gegend kickte. Sie hatte ihn nach Linda gefragt, aber er hatte sie nur erstaunt angese-

